



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Um Vaterland und Kolonie

Lettow-Vorbeck, Paul von

Berlin-Lichterfelde, 1919

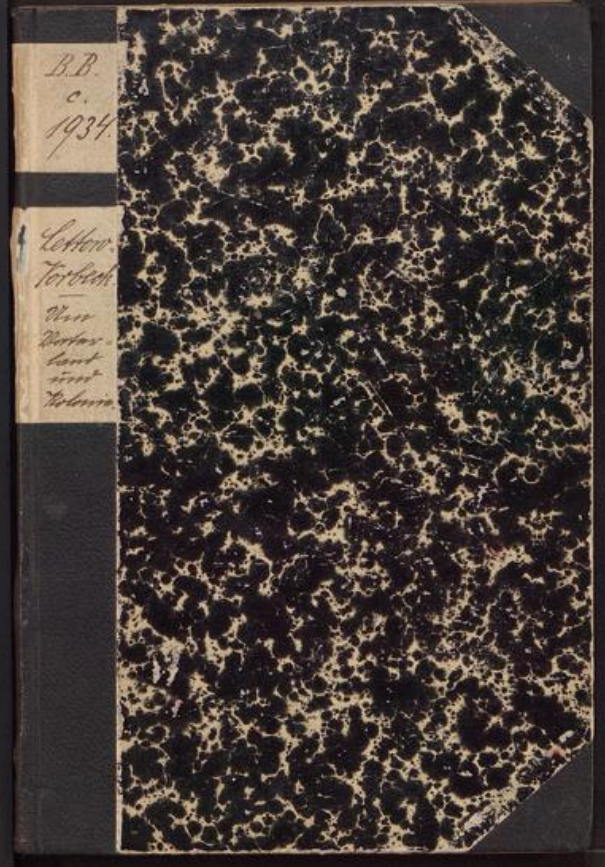
urn:nbn:de:gbv:46:1-13548

xrite

colorchecker classic



100%
D50 Illuminant
2 degree observer



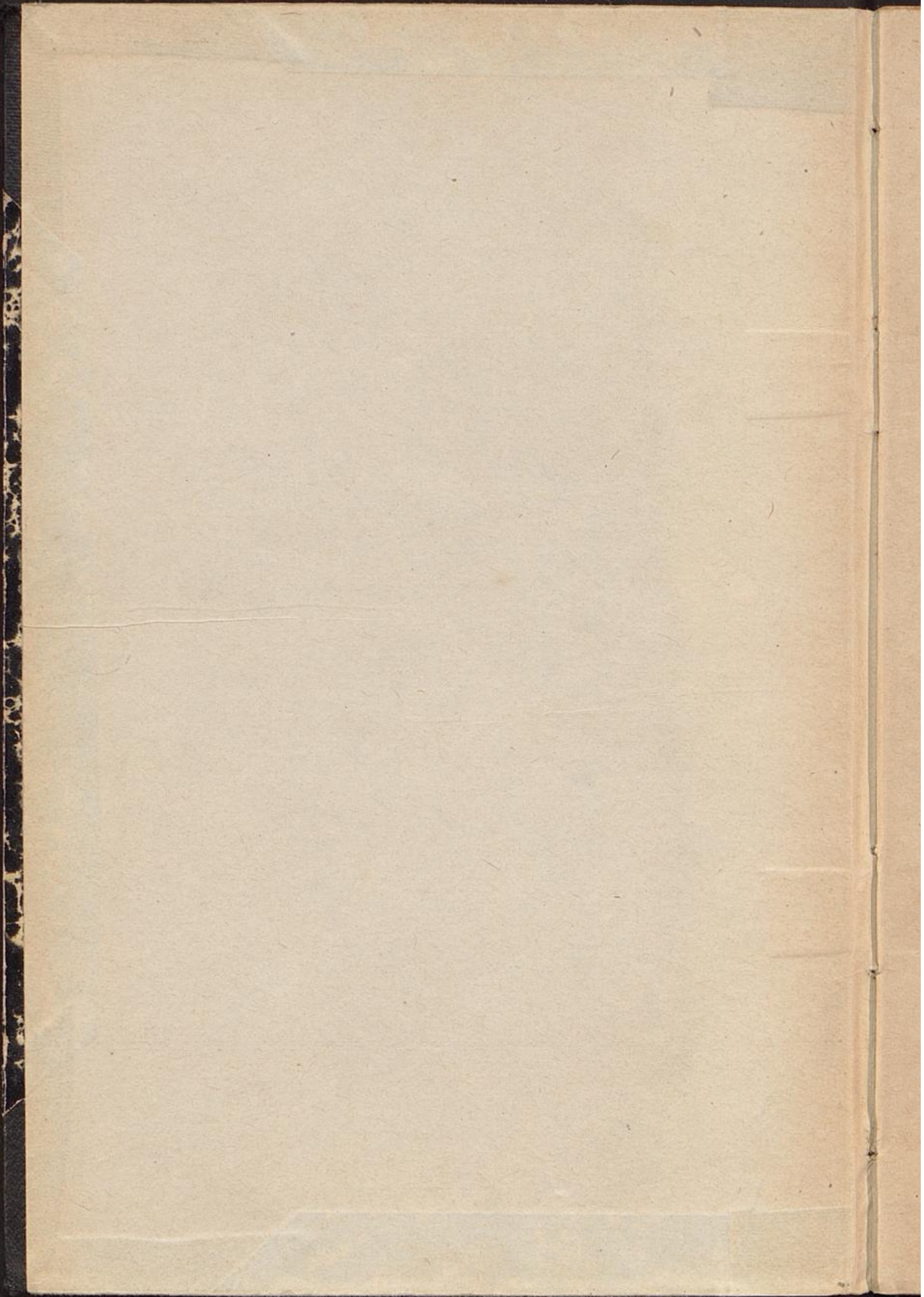
B.B.

c.

1934.

Lettero-
Torbeck.

Ums
Wortan-
land
im
Holstein.

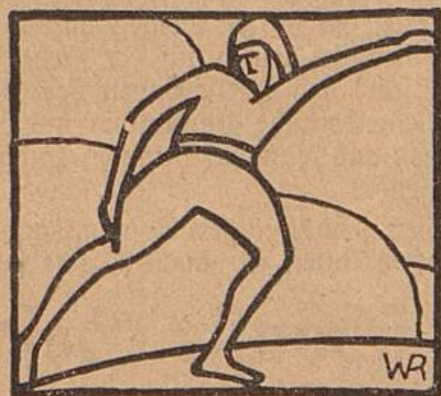


B. B. c. 1934.

1771

v. LETTOW - VORBECK
UM VATERLAND
UND KOLONIE
EIN WECKRUF AN DIE
DEUTSCHE NATION

v. RUCKTESCHELL
DER FELDZUG
IN OSTAFRIKA



Herausgegeben von der
deutschen Kolonial-Kriegerspende

BERLIN - LICHTERFELDE
HUGO BERMÜHLER VERLAG

In den Zeiten des Niederganges sind es deutsche Volkslieder gewesen, die das Volk auf sich selbst besinnen ließen, damit es zu neuem Aufstieg kam.

Einer neuen Zeit wird das hoffentlich bald für immer geeinigte Deutschland entgegengehen, und in ihr werden jene Lieder, die Ahn und Ahnin in Leid und Freud ihrer Tage vor sich hinsummten, tausendgestaltig, tausendtönig wieder erklingen.

Das deutsche Volkslied

Ein Hauschatz von über 1000
der besten deutschen Volkslieder

Herausgegeben für Gesang und Klavierbegleitung
von Ernst Ludwig Schellenberg

Hier finden wir den überquellenden Reichtum deutschen Volks-
gesanges fast restlos vereint, hier jubelt und lacht, schluchzt und weint die
Seele Deutschlands, braust und loht jene vaterländische Gesinnung,
die seit Jahrhunderten zu stolzen Siegen anfeuerte, und erheitert
deutscher Humor, dem sich keiner auf der Erde vergleichen kann,
weil keiner wie er aus den Quersgründen des Gemütes gestiegen
ist. Wer die Schellenberg'sche Sammlung ins Haus nimmt, den
umweht das Sinnen und Minnen, Ringen, Singen und Scherzen
deutscher Jahrtausende.

Preis der großen zweibändigen Notenausgabe 30.— Mark
Textausgabe ohne Noten in einem Bande geb. 2.50 Mark

Das schönste Geschenk für das deutsche Haus

Niemand sollte verfehlen, sich dieses großartige Notenwerk
anzuschaffen. In jede Familie gehört dieses Werk. Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.

Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde

Um Vaterland und Kolonie

Der Feldzug in Ostafrika

1919: 666

Um Vaterland und Kolonie

Ein Weckruf an die deutsche Nation

von

Generalmajor Dr. von Lettow-Vorbeck

Der Feldzug in Ostafrika

von

Hauptmann d. Res. von Ruckteschell

Mit einer Karte von Ostafrika

Berlin-Lichterfelde

Hugo Bermühler Verlag

1919

Um Vaterland und Kolonie

Ein Weckruf an die deutsche Nation

von

Generalmajor Dr. von Lettow-Vorbeck



1919 : 666. B.B. C. 1934

Berlin-Lichterfelde

Hugo Bermühler Verlag

1919 *4.*

Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten
Copyright 1919 by Hugo Bermühler Verlag

Aus einer vorher nie erreichten Machtstellung und Glanzfülle ist das Deutsche Reich in kürzester Zeit an einen Abgrund gelangt, der uns, wenn nicht schnelle Umkehr zu einem geordneten Wirtschaftsleben stattfindet, zu verschlingen droht. Ein Leben größten Elends und schließlich Hungertodes müßte dem jetzigen Irrwahn folgen; aber noch hoffen wir, daß der gesunde Sinn des deutschen Volkes sich durchringen wird und den Weg wieder findet, der aufwärts führt. Bei den unzähligen Fragen, die der Wiederaufbau bringt, ist die Frage des Besitzes unserer Kolonien etwas zu kurz gekommen. Und doch dürfte gerade bei der wirtschaftlichen Notlage unseres Vaterlandes die Frage von Interesse sein, ob Kolonialbesitz und dessen Bewirtschaftung für Deutschland von Nutzen sind und was wir von den Kolonien erwarten können.

Wenn vor dem Kriege die überschüssige deutsche Arbeitskraft sich zum weitaus größten Teile in

außerdeutschen Gebieten betätigt hat, so müssen wir für die Zukunft damit rechnen, daß uns diese Gebiete verschlossen sind. Nicht nur der Überschuß unserer Bevölkerung, sondern auch der Überschuß unserer Arbeit müssen Gebiete suchen, die außerhalb unserer europäischen Heimatgrenzen liegen. Kolonien sind also notwendig, oder das Anstauen unserer Kräfte im Binnenlande muß früher oder später zu Explosionen führen. Und gerade ein Gegner, dem es darauf ankommt, in Frieden mit uns zu leben, hat ein Interesse daran, uns durch die Bewirtschaftung deutscher Kolonien ein Sicherheitsventil zu schaffen. Unsere bisherigen Kolonien sind nun nach ihren geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen sehr verschieden. Die weiten wasserarmen Steppengebiete, wie wir sie in großen Teilen Südwestafrikas antreffen, weisen in der Hauptsache auf Viehzucht hin. Im südlichen Teile Südwestafrikas fällt manchmal fünf Jahre lang kein Tropfen Regen. Die Farm muß also um ein Mehrfaches so groß sein, als die Herde des Farmers in einem Jahre abweidet, denn der Teil, dessen Gras in diesem Jahre abgeweidet ist, hat so lange kein Futter, bis es wieder regnet. Dazu ist der Graswuchs viel-

fach überhaupt spärlich. Die Farmen sind also sehr groß, und die Besiedlung mit Menschen kann auch im günstigsten Falle nur dünn sein. Anders liegen die Verhältnisse in denjenigen Teilen des deutschen Kolonialbesizes, wo der Wasserreichtum und die Fruchtbarkeit des Bodens intensive Ackerwirtschaft und infolgedessen eine dichte Besiedlung zuläßt. Hierzu gehören die größten Teile unserer tropischen Besitzungen in West- und Ostafrika. Von diesen ist mir nur Ostafrika näher bekannt geworden. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten von Ostafrika konnten vor dem Kriege nur annähernd geschätzt werden; erst der Krieg hat die Probe auf das Exempel gegeben. Unter dem Zwange der Notwendigkeit mußten Tausende von Weißen und Schwarzen auf engem Raume versammelt, verpflegt und mit Material aller Art versehen werden. Wenn vor dem Kriege in vielen Gegenden Ostafrikas bei den Eingeborenen sich von alters her verschiedene Handwerke erhalten hatten und auch Missionen und andere Europäer Handwerke getrieben hatten, so hatte es sich hierbei immer nur um eine zahlenmäßig geringe Produktion gehandelt, und schnell hatte die Masseneinfuhr des europäischen Handels die Eingeborenen-Erzeugnisse

verdrängt. Selbst die Uckergeräte und Waffen der Eingeborenen kamen aus Europa. Im Kriege aber, wo Ostafrika von der Einfuhr abgeschlossen wurde und doch produzieren mußte, da mußten sich die inneren Kräfte des Landes regen und seine schlummernden Reichtümer zum Leben wecken. Die Erfolge haben jede Erwartung übertroffen. Die Massenverpflanzung, insbesondere der Anbau von Körnerfrüchten in jeder beliebigen Menge, machten, so lange das Innere der Kolonie vom Krieg und seinen Unruhen unberührt blieb, überhaupt keine Schwierigkeiten; nicht bloß Mais und die Hirsearten der Eingeborenen, sondern auch Weizen konnte in großen Mengen geerntet werden. Der Anbau von Kartoffeln wurde von Europäern und Eingeborenen betrieben. Neben diesen und anderen Erzeugnissen des Massenverbrauches bot die Kolonie aber schon im Frieden einen nennenswerten Anbau eigentlicher Kolonialerzeugnisse, wie Kaffee, Zuckerrohr, Reis, Kokospalmen und Früchten aller Art. Wenn man nun mit der Truppe das ganze Land durchzog, so hatte man im großen den Eindruck, daß der landwirtschaftlich kultivierbare Boden auch nicht annähernd ausgenutzt war. Das weite Gebiet charak-

terifiziert sich in seinen weitaus überwiegenden Teilen als Urwald, Baum- und Buschsteppe und freien Grasflächen; hierin trifft man von Zeit zu Zeit menschliche Ansiedlungen, die einzeln oder auch in größeren Gemeinschaften hineingestreut sind. Das weite Gebiet, das Deutschland an Größe übertrifft, ist mit seinen acht Millionen Eingeborenen eben nicht auch nur annähernd dicht besiedelt. Der einzelne Mohr und ganze Stämme bauen heute in den Niederungen eines Flußtales, und wenn sie dort irgend etwas stört, ziehen sie weiter, um sich in dem endlosen und fruchtbaren Gebiet in wenigen Monaten neue Felder zu schaffen. Der Wechsel des Anbaues vollzieht sich bei manchen Feldfrüchten überraschend schnell. Die Zweige der Süßkartoffel, zur richtigen Zeit in den Boden gepflanzt, liefern schon nach drei Monaten die neue, reife Frucht; und wenn auch in den meisten Gebieten Ostafrikas der Ackerbau vorwiegt und im Gegensatz zu Südwestafrika die Viehzucht durch Tsetse, Rinderpest und andere Krankheiten in hohem Maße beeinträchtigt wird, so ist neben dem Landbau doch die Viehzucht sehr bedeutend. In den weiten und gesunden Steppengegenden des Innern ist ihr Umfang nahezu

unbegrenzt, und in einigen Bezirken, z. B. Aruscha, war vor dem Kriege der Viehbestand größer als in ganz Südwestafrika. Aber nicht bloß auf die landwirtschaftliche Produktion der Kolonie hat der Krieg befruchtend gewirkt, sondern auch Handwerk und Industrie haben sich unter seinem Zwange mächtig entwickelt. Manche Zweige sind neu erstanden. Der Krieg hat einwandfrei festgestellt, daß die Kolonie imstande ist, Menschenmengen von nahezu unbegrenzter Zahl nicht nur zu verpflegen, sondern auf der Grundlage der Rohprodukte wie Baumwolle, Vieh und Wild, Leder, Kautschuk, Agaven u. a. mit Kleidung und jeglichem Lebensbedürfnis des Europäers zu versehen. Für jedes Handwerk sind in der Kolonie die Vorbedingungen vorhanden: Eisen für den Schmied, Magrovenrinde für den Gerber, Holz für den Tischler. Es bedarf nur eines Faktors, der unter dem Zwange des Krieges die Schaffung und die Verarbeitung der Erzeugnisse zu gesteigertem Leben erweckt hat: nämlich der Arbeit. Und diese Arbeit ist unter den klimatischen Bodenverhältnissen der Tropen vielfach leichter und lohnender als in unseren rauhen nördlichen Breiten. Die Gesundheit des arbeitenden Europäers ist, selbst in

den ungesundesten Teilen der Kolonie, bei richtiger Handhabung der Tropen-Hygiene kaum bedroht. Große Strecken auf den Hochländern des Inneren haben das gesunde und herrliche Klima der süd-afrikanischen Steppen, und ich bin wochenlang durch Gebiete marschiert, die überhaupt noch nicht angebaut oder von ihren früheren Bewohnern verlassen dalagen, wo Tausende auch von Europäern eine neue Heimat finden können. Natürlich sind das nicht ausschließlich oder auch nur in erster Linie Leute, die nur dirigieren wollen. Auch für Ostafrika sind Weiße notwendig, die den Rock ausziehen und selbst mit anfassen wollen. Nur so kann es möglich sein, wirklich große Zahlen Weißer anzusiedeln. Richtet man ausschließlich große Betriebe ein, so ist natürlich auch nur für wenige Weiße Platz. Der Krieg hat bewiesen, daß der Europäer in Ostafrika auch auf die Dauer große Strapazen ertragen und doch gesund bleiben kann. Wenn man bedenkt, daß wir auch in der Heimat uns von der Arbeitsscheu freimachen müssen und daß auch in der Zukunft wir Deutschen nur durch Arbeit wirtschaftlich wieder hochkommen können, durch Arbeit, die uns durch ihre solide Güte früher die Weltmärkte erobert hat,

liegt da der Gedanke fern, unseren Überschuß an Bevölkerung und an Arbeitskraft in diese prachtvollen Gebiete unseres kolonialen Besitzes zu lenken? Bieten diese nicht das natürliche aber auch unbedingt notwendige Gebiet für unser Mehr an Volkskraft, das früher oder später mit Naturnotwendigkeit doch über die Grenzen unseres Heimatlandes drängen muß? Würde es nicht ein Wahnsinn sein, uns dieses notwendige Tor zu verschließen? Und haben nicht, wie anfangs erwähnt, gerade unsere Feinde das größte Interesse daran, es uns zu öffnen, indem sie unseren Kolonialbesitz nicht antasteten?

Wenn in der Zukunft Ostafrika für die Betätigung der Arbeit des Weißen eine große Rolle spielen kann, so zeigt schon die Gegenwart den Wert der schwarzen Arbeitskraft. Die billige Erzeugung der Lebensmittel und sein einfacher Lebenshaushalt machen es für den Schwarzen möglich, billig zu arbeiten. Die Löhne können niedrig sein. Bei Langenburg betragen sie vor dem Kriege monatlich 3 Rp. = 4 M. Bei der großen Willigkeit und Gehorsamkeit des Mohren besteht schon jetzt die Möglichkeit, über eine Menge nicht nur billiger, sondern auch guter Arbeitskraft zu verfügen. Dieses Ma-

terial kann noch in dem Maße vergrößert werden, wie die Dichtigkeit der schwarzen Besiedelung zunimmt. Daß dies in hohem Grade möglich, ist oben erwähnt worden. Die günstigen Vorbedingungen für gute und billige Arbeitskräfte in Verbindung mit seinem natürlichen Reichtum geben Ostafrika einen Wert, der kaum von einem anderen Lande übertroffen werden dürfte. Das große Talent des deutschen Pflanzers in der Behandlung seiner eingeborenen Arbeiter erhöht noch deren Wert für die Produktion.

Kann man den uns gemachten Vorwurf, wir verständen nicht eingeborene Völker zu behandeln, überhaupt ernst nehmen? Spricht nicht die Anhänglichkeit unserer Eingeborenen an uns, gerade in einer Zeit, wo sie von uns keinen Vorteil zu erwarten hatten, eine ganz andere Sprache? Kurz vor Abschluß des Waffenstillstandes fragte ich gelegentlich Askaris (schwarze Soldaten), ob sie auch nicht fortlaufen würden, ein Ende des Krieges wäre nicht abzusehen. Ich wußte, daß die Leute kriegsmüde waren, sich danach sehnten, zu den Ihrigen zurückzukehren und sich gründlich von den unausgesetzten Strapazen auszuruhen. Aber sie antworteten: „Wir werden bei euch bleiben, bis wir fallen.“ Wer den

Mohren kennt, kennt auch seine Neigung zur Pose. Aber ich bin überzeugt, daß es sich hier um keine Pose handelte und daß nicht nur die Sprecher, sondern die überwiegende Mehrzahl der anderen Askari gleich entschlossen waren und auch wirklich durchgehalten hätten. Aber nicht nur die Askari blieben uns treu, sondern auch die Tausende von Trägern, die man doch wirklich nicht als eine durch uns mit besonderen Vorrechten ausgestattete Rasse bezeichnen kann. Nach Abschluß des Waffenstillstandes zeigten sie nicht nur mir, sondern vielen anderen Deutschen, und zwar auch die früher internierten Farbigen den gleichen Respekt, wie bisher, obgleich sie doch genau wußten, daß wir keine Gewalt hatten. Betrat man in Daresalam die Lager der gefangenen Askari, so herrschte sichtbare Freude. Die braven Burschen drängten sich erfreut heran und brachten ihre kleinen und großen Anliegen genau so vertrauensvoll an wie früher. Sie wollten nicht für den Feind Dienste tun, trotzen allen seinen Verlockungen und zogen es vor, deutsche Soldaten zu bleiben, auch auf Kosten ihrer Freiheit. Sie erkannten an, daß wir sie gerecht behandelt und jede Strapaze und jedes Leid mit ihnen geteilt

hatten. Sie wußten, daß sie bei uns stets Theilnahme und Verständniß gefunden hatten und wußten genau, daß wir ihr Eigentum und ihre Rechte achteten. Vor Unterschlagungen ihrer Gelder, wie sie sie bei den Engländern mehrfach erduldeten, waren sie bei den Deutschen sicher gewesen. Und sie hatten schnell erkannt, daß sie bei ihren neuen Herren, den Engländern, nur selten menschliches Interesse fanden und daß ihr Eigentum nicht in sicherer Obhut war. Wenn eine Abstimmung, die jetzt bei den Eingeborenen vorgenommen würde, trotzdem für die englische Herrschaft ausfallen würde, so besagt dieses gar nichts. Der Eingeborene ist klug genug, es mit demjenigen, der gerade die Gewalt hat, nicht zu verderben, und viele Eingeborene haben es mir offen gesagt, daß sie selbstverständlich immer für den jeweiligen Machthaber stimmen müßten. Also auch dieses Motiv würde keinesfalls dazu ausreichen, ein Recht zum Raube der deutschen Kolonien zu begründen. Wenn Deutschland auf der Grundlage der Wilsonschen Bedingungen einen Waffenstillstand geschlossen hat, der den Feinden jede Garantie für die Ernsthaftigkeit unserer Friedensabsichten gab, so muß erwartet werden, daß schon das einfachste

Rechtsgefühl dem Feinde den Versuch zur Wegnahme unserer Kolonien verbietet und daß auch die soldatische Ritterlichkeit sich dagegen sträubt, Deutschland, das mit seinen weißen und schwarzen Soldaten in einer ausnahmslos von allen Feinden anerkannten und menschlichen Weise gerade in Ostafrika Krieg geführt hat, auch dieser Kolonie und damit eines Kolonialbesitzes zu berauben, dessen unumgängliche Notwendigkeit für Deutschland durch die einfachste Vernunft diktiert ist. Kein Deutscher darf einer Wegnahme unserer Kolonien gleichgültig gegenüber stehen. Es handelt sich hier um Fragen, die tief in die wirtschaftliche Zukunft unseres Vaterlandes einschneiden. Pflicht eines jeden, der nationale Fragen nicht ganz gleichgültig ansieht, ist es, sich mit allen Mitteln dagegen zu sträuben, daß Gebiete fortgegeben werden, auf denen der Überschuß deutscher Bevölkerung und deutscher Arbeit ein reiches Betätigungsfeld findet und deren Bedeutung für den Austausch kolonialer Produkte und heimischer Industrie sich von Jahr zu Jahr steigert.

„Siehe auch meine Erinnerungen aus Ostafrika, welche im Herbst dieses Jahres erscheinen. Preis ca. 25 Mark.“

Der Feldzug in Ostafrika

von

Walter von Ruckteschell
Hauptmann d. Res.

Mit einer Karte von Ostafrika



Berlin-Lichterfelde
Hugo Bermühler Verlag
1919

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1919 by Hugo Bermühler Verlag

**Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten,
nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
rufet die Arme der Götter herbei.**

Dieses Wort unseres Goethe setzen wir als Überschrift und zum Schluß des Kampfes, den die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika im Weltkrieg führte, nicht zum wenigsten aber auch auf das blanke Ehrenschild unseres Führers, des Generalmajors Dr. v. Lettow-Vorbeck; denn sein Wille allein war maßgebend für die Führung und Durchführung dieses Krieges, der einzig dasteht in der Geschichte der Kolonien. Bei Ausbruch des Krieges fragte sich General v. Lettow, auf welche Weise die Kolonie ihre Aufgabe dem Vaterlande gegenüber am zweckmäßigsten erfüllen könne. Es gab für ihn keinen Zweifel, daß England die Gelegenheit benutzen würde, den Krieg auf die Kolonien zu übertragen, und er war entschlossen, diesen ungleichen Kampf aufzunehmen. Er sah ihn als ein Mittel an, die heimischen Kriegsschauplätze entlasten zu helfen, und der Erfolg hat ihm recht gegeben, denn aus den Zahlen, die ich nennen werde, kann jedermann ersehen, wie großen Aufwand Eng-

land treiben mußte, ohne daß es ihm gelungen ist, den Widerstand der deutschen Truppen zu brechen. Dazu schreibt eine englische Zeitung, Daily Chronicle: „Wenn Deutschland 1914 gewußt hätte, was ein Mann wie v. Lettow leisten könne, so hätte es uns ohne Schwierigkeit zu einer Vervielfachung unserer Aufwendungen an Soldaten und Schiffsraum zwingen und vielleicht den Krieg durch die fortgesetzte Schwächung unserer Hilfsquellen entscheiden können.“

Es ist mir darum zu tun, in den folgenden Ausführungen nachzuweisen, daß Goethes Wort sich an uns bewahrheitet hat, wie es unserem Führer gelungen ist, sein Vaterland zu unterstützen und nicht zum wenigsten, daß Deutschland durch diesen Krieg ein Recht auf seine Kolonien erworben hat, das niemand ihm zu rauben vermag, denn die Haltung unserer Eingeborenen hat uns diesen Feldzug ermöglicht und der Welt bewiesen, wie Deutschland es versteht, mit seinen Eingeborenen umzugehen, und welches Vertrauen und welche Hoffnungen diese auch für die Zukunft auf Deutschland setzen.

Der Krieg in Deutsch-Ostafrika erstreckte sich auf viele Kriegsschauplätze, die sich in den weiten Gefilden Afrikas getrennt voneinander gebildet haben. Ich beschränke mich auf meine Erlebnisse bei den Truppen, die der Kommandeur selbst durch den Krieg geführt hat. General v. Lettow war am Tage der Kriegserklärung auf einer Inspektionsreise im Innern des Landes. Die Nachricht erreichte ihn am 8. August 1914. Die Kriegserklärung traf das Schutz-

gebiet völlig unvorbereitet, und wenn heute Deutschland von seinen Gegnern beschuldigt wird, daß es den Krieg gewollt und herbeigeführt habe, so hatten wir gerade in Afrika den Beweis, daß England den Krieg vorausgesehen und begonnen hat; denn einige Tage vor der Kriegserklärung bereits hat die vor Daresalam kreuzende „Königsberg“ drei englische abgeblendete Kreuzer vor der Küste liegen sehen. Was unserem Gegner aber klar war, schien unserer Regierung noch nicht so selbstverständlich zu sein, denn am 1. August traf mit der Kriegserklärung das Telegramm des Kolonialministers ein: „Kolonien außer Kriegsgefahr, beruhigt Ansiedler“. Diese Auffassung entstammt vermutlich dem Glauben an die sogenannte Kongoakte, eine Abmachung internationaler Art von 1885, des Inhaltes, daß europäische Mächte, die Kolonialbesitz hatten, übereinkommen konnten, einen europäischen Krieg nicht auf die Kolonien zu übertragen. Da nun dieses Abkommen zwar von Deutschland, Frankreich und Belgien, aber nicht von England neu unterzeichnet war, wurde es hinfällig und der Kampf in den Kolonien unvermeidlich. Es standen uns die Schutztruppe mit 200 Europäern und 2500 Askari, insgesamt 14 Kompagnien zur Verfügung, dazu die Polizeisoldaten, von denen ebenfalls 2500 vorhanden waren. Außerdem waren im Schutzgebiet eine große Anzahl wehrpflichtiger Deutscher sowie frühere Askari, die zur Truppe eingezogen wurden; dazu kam die Neueinstellung von Rekruten, so daß im Jahre 1915 die Höchstzahl erreicht wurde: ca. 3000 Europäer und 12 000 Askari.

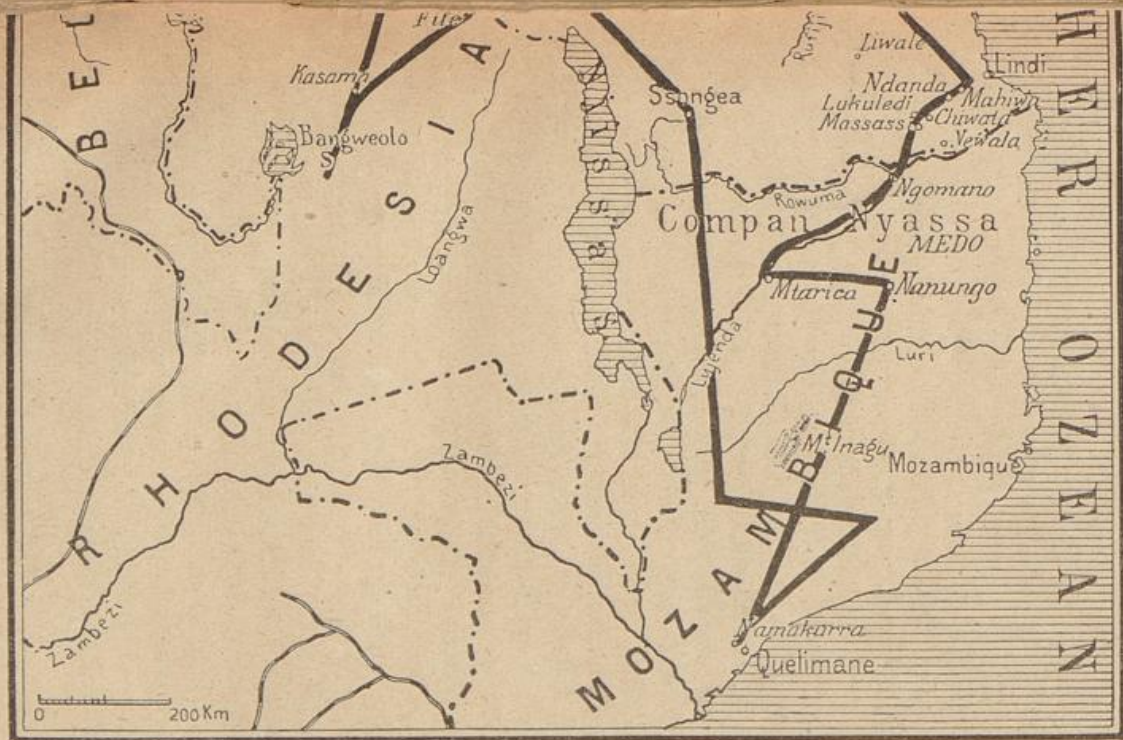
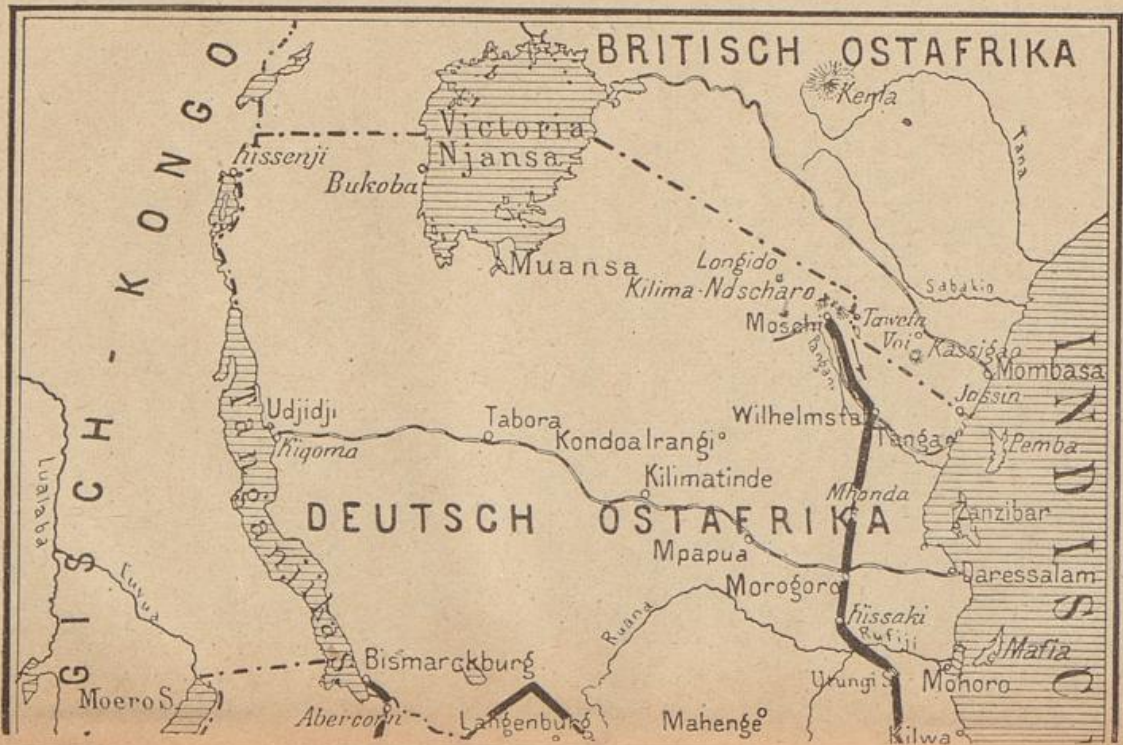
In diese Zahl ist alles einbegriffen, was am Kriege teilnahm. Sanitätspersonal, Besatzung der Stappenlinien, Verpflegungsposten, Rekrutendepots, Küstenschutz, Relais, Posten usw. Eine große Zahl muß also in Abzug gebracht werden, wenn man auf die tatsächliche Gefechtsstärke kommen will. Demgegenüber haben wir aus englischer Quelle die Nachricht, daß der Gegner uns im ganzen 270 000—300 000 Mann gegenübergestellt hat. Wenn auch diese Zahlen im Verhältnis zu dem europäischen Kriegsschauplatz gering sein mögen, so sind sie doch hoch im Vergleich zu dem, was wir dagegen aufzustellen vermochten. Gleichfalls aus englischen Zeitungen erfahren wir die Verluste, die den Engländern in diesem Kriege entstanden sind, und die englischer Gewohnheit entsprechend jedenfalls nicht zu hoch gegriffen sein werden. Der Gegner gibt zu, schon im Jahre 1917 über 20 000 Europäer und Indier und 60—80 000 eingeborene Soldaten, über 20 000 Automobile und 140 000 Pferde und Maultiere verloren zu haben, auch daß der Krieg England über 12 Milliarden gekostet hat. Bei der Gegenüberstellung dieser Zahlen mit den unsrigen kann es jedermann überlassen bleiben, darüber zu urteilen, ob die Schutztruppe imstande gewesen ist, dem Vaterland eine Entlastung zu bedeuten und unserem Gegner Schaden zuzufügen.

Bei der geringen Stärke unserer Kampfmittel war es unmöglich, diese zum Schutze der Grenzen zu verwenden, denn Deutsch-Ostafrika ist zweimal so groß wie das Deutsche Reich, und seine Grenzen sind über 4000 km lang. Die 14 Kompagnien der Schutztruppe lagen zu Friedenszeiten

auf Stationen über das ganze Land verteilt, um Eingeborenen-Aufstände niederzuhalten. Das Kommando nahm eine Umformierung vor und verlegte die Kompagnien in Gegenden, in denen dem Gegner voraussichtlich Widerstand zu leisten war oder wo wir offensiv vorzugehen beabsichtigten. Als in den ersten Tagen nach Kriegsbeginn diese Truppenverschiebungen stattfanden, prophezeite mancher in den weiten jedes Schutzes entblößten Gebieten Eingeborenen-Unruhen. Um die Haltung unserer Eingeborenen zu beurteilen, verdient es hervorgehoben zu werden, daß während des ganzen Krieges nicht die geringsten Unbotmäßigkeiten vorgekommen sind, während die Engländer in ihren Kolonien zahlreiche Aufstände niederzukämpfen hatten.

General v. Lettow nahm den Norden der Kolonie am Kilimandscharo zum Ausgangspunkt seiner Operationen und versammelte dort allmählich eine größere Zahl von Truppen. Es bestand die Absicht, den Gegner an seinem empfindlichsten Punkt, der Ugandabahn, der Lebensader der englischen Kolonie, energisch anzufassen und Truppenverschiebungen auf dieser Bahn zu unterbinden, kurz die Defensive durch Offensive zu erleichtern. Anfang August wurde das nahe der deutschen Grenze gelegene englische Bezirksamt Taweta genommen. Von dort gingen die Patrouillen durch die weite wasserlose Serengetti-Steppe, die Ugandabahn zu zerstören. Anfangs mußten die Patrouillen ihre Unerfahrenheit recht teuer bezahlen, und es dauerte einige Monate, bis die nötigen Erfahrungen gemacht waren, um alle Vorbereitungen so zu treffen, daß diese Mühen mit Erfolg gekrönt wurden. Erst

Karte von Ostafrika.



Der Kriegsschauplatz.

dann gelangen die Zugsprengungen, die unserm Gegner den Verkehr von Mombasa nach Nairobi wesentlich erschwerten.

Die Engländer waren auf den großen Krieg vorbereitet und versammelten ein größeres Expeditions-Korps aus indischen Truppen, um im November 1914 vor Tanga zu erscheinen. Sie hatten ihren Angriff zugleich an zwei Punkten angelegt, im Westen am Longido, im Osten an dem Ausgangspunkt unserer Nordbahn in Tanga. Tanga war z. Bt. der Ankunft dieser 13 Transporter und Kriegsschiffe unbesezt und wäre leicht in englischen Besitz übergegangen, wenn General Mikens nicht mit seiner Landung gezögert hätte. Er lag vom 1.—2. November ungeschlüssig vor der Stadt und landete schließlich die ersten 2000 Mann in der Nacht vom 2. zum 3. November. General v. Lettow entsandte auf die Meldung vom Erscheinen der Engländer, die in Moschi am Kilimandscharo verfügbaren 2 Kompagnien auf der Nordbahn die 350 km lange Strecke nach Tanga. Dort war inzwischen eine Kompagnie, die sich in der Nähe befand, in Stellung gegangen und wehrte die Engländer zunächst ab. Den beiden am Morgen des 3. November eintreffenden Kompagnien gelang es, im kraftvollen Angriff die 2000 gelandeten englischen Truppen zurückzuschlagen. Am Morgen des 4. November traf General v. Lettow persönlich mit Verstärkungen ein und schlug den zweiten Angriff der englischen Streitkräfte, die an diesem Tage über 6000 Mann betrug, vollständig zurück. Am 5. November verhandelten die Engländer und fuhren am

6. November mit ihrer geschlagenen Division unter Verlust von über 2000 Mann unverrichteter Sache wieder ab. Der englische Parlamentär gratulierte zu diesem Siege der Deutschen mit den Worten: „Das war made in Germany“. Unsere Streitkräfte betrug insgesamt an beiden Tagen 1127 Mann, darunter ca. 200 Deutsche. Die Engländer waren ca. 8000 Mann stark. Zur selben Zeit wurde am Longido der englische Einfall von unserer Besatzung siegreich zurückgewiesen.

Diese Erfolge an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit brachten den englischen Angriff auf die Kolonie für längere Zeit zum Stehen. Der Gegner versuchte im Januar 1915 vom Lande aus gegen Tanga vorzugehen, wurde aber bei Tassin in seiner stark befestigten Stellung, die inmitten größerer Sisalanlagen den angreifenden deutschen Truppen die größten Schwierigkeiten machte, umzingelt und ausgehoben, so daß auch dieser Versuch als völlig gescheitert gelten mußte. Im Laufe des Jahres 1915 fanden zahlreiche deutsche Angriffe auf die englische Bahn nach Uganda hinein statt, Patrouillenunternehmungen, die recht günstige Erfolge hatten.

Die Engländer planten mittlerweile einen neuen Angriff auf den Norden der Kolonie und bauten zu diesem Zweck eine Verbindungsbahn durch die wasserlose Serengetti-Steppe von Voi über Bura gegen Lameta vor. Der Bau dieser Bahn und Wasserleitung, von uns oft gestört und unterbrochen, gelang ihnen aber schließlich doch.

Es liegt in dem Charakter der gegenseitigen Stärkever-

hältnisse, daß die deutschen Unternehmungen sich auf Patrouillen und kleinere Streifzüge ins feindliche Gebiet beschränken mußten, aber diese waren so zahlreich und durch den Offensivgeist der deutschen Führung so eindrucksvoll, daß der Gegner gezwungen wurde, eine unverhältnismäßig große Zahl seiner verfügbaren Truppen an der Ugandabahn zu versammeln, um seine Lebensader nicht völlig unterbinden zu lassen.

Die großen Steppen Afrikas sind von sehr verschiedenem landschaftlichem Charakter, teils dicht bestanden mit Busch, teils tagereisenweit fahl und eben. Im Westen des Kilimandscharo ist die große Steppe baumlos und für berittene Truppen ausgezeichnet geeignet. Die Engländer wußten sich dies nutzbar zu machen und hatten größere berittene Formationen aufgestellt. Von der Magadbahn, einer kleinen Seitenlinie der Ugandabahn, ritten ihre Patrouillen bis an unsere Nordwestgrenze zum Grof und Longido. Da wir nicht genügend Reittiere hatten, war es notwendig, unseren Bedarf beim Feinde zu decken. Einige unserer Buren hatten sich bei Kriegsausbruch naturalisieren lassen und fochten mit großer Begeisterung auf deutscher Seite gegen ihre alten Feinde. Sie waren vom südafrikanischen Feldzug her im Buschkrieg geübt und kannten die Stärken und Schwächen des Gegners. Sie lehrten die Unseren Pferde stehlen, das feindliche Lager beschleichen und dergleichen wichtige Kunststücke mehr.

Einmal hatten zwei von ihnen beobachtet, wo Engländer die Pferde einer berittenen Grenzkompanie täglich zur Tränke

führten. Dann ritten sie mit zwei deutschen Kameraden von unserem Lager aus, schickten die beiden Gehilfen mit ihren vier Pferden zurück und versteckten sich, zwei Sättel auf dem Kopf, in der Nähe der Wasserstelle. Als am nächsten Morgen die Pferde wieder zur Tränke geführt wurden, traten sie vor, das Gewehr schußbereit, und fragten den erstaunten Engländer: „Wo sind die vier fehlenden Pferde, gestern waren es 61, und heute sind es nur 57?“ Dieser, dem vor Schreck die Tonpfeife aus dem Munde fiel, entschuldigte sich, vier Pferde seien krank, alle übrigen aber gut und brauchbar. Er mußte das Leitpferd kennzeichnen, das zusammen mit einem anderen von den Buren gesattelt wurde. Der tüchtige Pferdehüter nahm auf einem ungesattelten Platz. Darauf ging die Galoppade in weitem Bogen um das feindliche Lager herum, und die 57 Pferde trafen am nächsten Tage bei unserer Vorpostenkompagnie ein. Trotzdem der Engländer durch diesen heftigen Ritt auf ungesatteltem Pferde nicht wenig mitgenommen war, hatte er doch seinen Humor nicht verloren, sondern sagte: „Das war ein verdammt gutes Stück Arbeit! Ich möchte wohl das dumme Gesicht meines Captain sehen, wenn er erfährt, daß er zu Fuß nach Hause gehen muß.“ Dieser gute Griff ermöglichte uns die Aufstellung einer berittenen Kompagnie, die nun ihrerseits den Engländern viel zu schaffen gemacht hat.

So arbeitete man im Westen des Kilimandscharo, im Osten war es wegen der Tsetsefliegen unmöglich, mit berittenen Truppen die Bahn zu erreichen. Dort mußte

marschiert werden. Mancherlei Umstände erschwerten unserer tapferen Truppe in dieser unwirtlichen Gegend ihre Arbeit. Eine „Sprengpatrouille“ brauchte von unserer Usambarabahn bis zur englischen Ugandabahn mindestens acht Tage. Die Schwierigkeiten der Wasserversorgung waren sehr groß, und daher mußte die Zahl der Teilnehmer äußerst beschränkt werden. Drei Offiziere oder Unteroffiziere mit wenigen Askari und Trägern, zuverlässigen, freiwilligen Schwarzen, insgesamt höchstens 6—8 Mann, ausgerüstet mit dem notwendigsten Sprengmaterial, Proviant und Wasser, legten täglich 6—8 Marschstunden nach dem Kompaß ohne Weg durch die dornige, sonnenheiße Steppe zurück. Sie ruhten über Mittag im kärglichen Schatten und marschierten möglichst bei Nacht. Häufig gab es Störungen durch Raubtiere aller Art, und wenn schließlich der Pfiff einer Lokomotive die Nähe eines Zuges verkündete, so nahm dieser Ton unseren mutigen Leuten schon einen großen Teil ihrer vielfachen Sorgen. Die Engländer hatten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um ihre Bahn zu schützen. An beiden Seiten des Schienenstranges waren 100 m breite Streifen freigeschlagen und eine größere Anzahl Sicherheitsposten über die Bahnstrecke verteilt. Das Heranschleichen war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Es war schwer zu sagen, welche Art Sprengungen die meisten Erfolge versprachen, die elektrischen Sprengungen oder die eingebauten selbsttätigen Sprengapparate. Bei den elektrischen Sprengungen wurde die Sprengladung lose neben die Schienen gelegt, ein Draht ins Gebüsch geleitet und beim Heran-

nahen eines Zuges unter der Maschine entzündet. Bei den eingebauten Sprengungen mußte eine längere Arbeit auf dem Bahndamm vorhergehen. Es waren Apparate erfunden, die nach der Achsenzahl eingestellt werden konnten. Da nämlich die Engländer der Sicherheit wegen gefüllte Steinwagen vor ihren Maschinen herschoben, mußten mindestens 4—6 Achsen über die Sprengung hinweglaufen, bis schließlich die Maschine selbst mit der 7. oder 8. Achse die Sprengladung zur Entzündung brachte. Da unsere Patrouille an dieser besonders stark gerodeten und gut bewachten Stelle ein Einbauen nicht riskieren konnte, wählte sie die elektrische Zündung. Die Leute hielten sich längere Zeit im Gebüsch verborgen, ließen einige Züge vorüberfahren und legten gleich nach Vorüberfahrt eines Güterzuges ihre Sprengladung mit den daran befindlichen elektrischen Drähten schnellstens neben die Schienen, um dann selbst wieder zu verschwinden. Ein Unteroffizier stand mit der elektrischen Zündung im Gebüsch verborgen, ein anderer hatte die Träger mit den zur Rückkehr notwendigen Proviant- und Wasserlasten unter seiner Obhut. Der Dritte hielt sich am Rande des Gebüsches in der nächsten Nähe der Sprengkapsel auf, um im Moment, in dem die Maschine über die Dynamitladung fährt, mit der Pfeife das verabredete Zeichen zur Zündung zu geben. In brausender Fahrt nahte ein vollbesetzter Truppentransportzug, ein Pfiff ertönt, ohrenbetäubendes Krachen, und die Maschine stürzt, hoch in die Luft geworfen, in den Graben jenseits der Geleise. Die Wagen schieben sich über- und ineinander,

das Schreien der Verwundeten vermischt sich mit dem Explodieren des Kessels und dem Krachen der brennenden, zertrümmerten Wagen. Es war dem die Träger bewachenden Unteroffizier nicht möglich, die erschreckten Leute zu halten. Bis auf zwei Mann entliefen sie in rasender Angst und verschütteten das letzte Wasser für die Rückkehr. Alles Suchen war vergebens, und unsere tapferen Drei mußten ihren Rückweg nach vollbrachter, gelungener Tat ohne Verpflegung, ohne Wasser durch die große dürre Steppe antreten. Dem Führer dieser glänzend durchgeführten Patrouille passierte es, daß ihm durch einen Dornenbusch sein Revolver in der Tasche gelöst wurde und er sich selbst durch den Oberschenkel schoß. So mußten die beiden Askari diesen Verwundeten in eine Zeltbahn gewickelt, an Stangen tragen. Unter unsäglichen Mühen und Qualen kamen sie nach 20 stündigem wasserlosen Marsch an einen Berg, der zwar von Engländern besetzt, aber von freundlichen Eingeborenen bewohnt war, die ihnen die Möglichkeit zum Trinken boten. Sie kauften dort von dem Eingeborenen-Häuptling für M. 20.— einige Flaschen Wasser, erhielten von demselben Nachricht über die Besetzung des Berges und traten ihren schweren Weitermarsch an. Sie mußten sich ihren Weg durch die Dornen schlagen, mußten vier Tage und vier Nächte mit dem Schwerverwundeten fast ohne Wasser, von Wurzeln lebend, marschieren und werden die Anstrengungen dieses Rückmarsches ihr Leben lang nicht vergessen. Oft hatten sie kaum mehr Hoffnung, mit ihren durchgelaufenen Füßen, fiebernd, durstend und hungernd,

mit dem Schwerverwundeten jemals wieder zurückzukommen. Aber ihre Energie ließ nicht nach, und als sie endlich wieder unter die ersten Europäer kamen, waren sie derart entstellt, daß die eigenen Freunde sie nicht erkannten und man sie für Engländer hielt. Diese energischen, unternehmenden Patrouillengänger haben noch zahlreiche ähnliche Leistungen zu verzeichnen. Solches erfolgreiche Unternehmen stärkt den Geist der Truppe und stachelt andere auf.

Der oben genannte Berg war der Kassigao. Der Gedanke lag nahe, ihn als günstigen Ausgangspunkt für weitere Patrouillen in unseren Besitz zu nehmen. Er wurde gestürmt und genommen. Die 80 Snder, die ihn besetzt gehalten hatten, fielen mit ihren englischen Führern als Gefangene in unsere Hand. Wir hatten aus verschiedenen Gründen keine Möglichkeit, unsere Posten dort dauernd zu belassen, daher ging der Berg noch einmal in englischen Besitz über und mußte ein zweites Mal genommen werden. Eine starke Patrouille von ca. 120 Mann marschierte nach schwierigen Vorbereitungen gegen den dieses Mal stark befestigten Berg durch die Durststeppe vier Tage lang.

Der Kassigao erhebt sich unmittelbar aus der Steppe als riesiger Block von ca. 2000 m Höhe, hat fließendes Wasser und auf seinem Gipfel schöne schattige Urwaldbäume. Die feindliche Stellung, etwa 1500 m hoch, von der Steppe aus kaum zu sehen, war mit ca. einer Kompanie Nubier besetzt. Wir entsandten ringsherum Patrouillen, um feindliche Anmarschwege zu erkunden, Kabel zu zerschneiden, den Berg von allen Seiten zu ersteigen und

so beim Gegner den Eindruck der Umzingelung hervorzurufen. Ich hatte mir von der Steppe aus Aufstiege für einen Angriff aus überhörender Stellung angesehen und erklimmte in der ersten Nacht eine steile Höhe zu gewaltsamer Aufklärung. Wir beschossen die Stellungen aus ca. 700 m Entfernung, um festzustellen, wie stark der Gegner war und wo seine Befestigungen und Stellungen lagen. Als diese genugsam erkundet waren, entsandte ich noch verschiedene Patrouillen, um feindliche Posten, die mir bei meinem, für die nächste Nacht festgesetzten Aufstieg hinderlich sein konnten, abzuschießen. Darauf stieg ich ab, um 9 Uhr abends den neuen Aufstieg zu beginnen, der volle 10 Stunden dauerte und große Schwierigkeiten verursachte, da wir an steilen Felswänden hinaufkletterten und Maschinengewehr- und Patronenlasten mit uns führten. Alles, was man anfaßte, um sich zu stützen oder heraufzuziehen, waren Dornen. Oft rutschte einer von den Unserigen ab und verschwand im Dunkel. Wie es um 6 Uhr morgens Tag zu werden begann, hatte ich die nötige Höhe noch nicht ganz erreicht. Ein freundliches Geschick hüllte die feindliche Stellung in so dichten Nebel, daß wir ungestört noch eine Stunde weiter steigen konnten. Als der Nebel sich verzog, stand nichtahnend eine größere Anzahl Engländer 300 m vor unserem Maschinengewehr und purzelte bei dem überraschenden Feuer recht unsanft durcheinander. Aber sechs Stunden dauerte trotzdem das Gefecht, in dessen Verlauf wir größere Erdbefestigungen wahrnahmen, die so gut angelegt waren, daß ihnen aus dieser

Entfernung nicht beizukommen war. Ich forderte daher meinen Gegner durch Parlamentär auf Kisuaheli auf, sich zu ergeben, da er von allen Seiten umstellt wäre. Erstaunt sah ich, wie meine schwarze Charge, die den Brief überbrachte, von dem Posten herumgeführt, von einer Stellung zur anderen gehend, von den feindlichen Askari umarmt und aus herzlichste begrüßt wurde. Diese Freundschaftsbezeugungen nahmen eine Stunde in Anspruch, daß ich fast Bedenken hatte, mein guter schwarzer Feldwebel sei übergelaufen. Doch er erschien wieder mit der Meldung, der englische Führer wäre nicht zu finden, unter den Nubiern habe er alte Freunde getroffen, und diese weigerten sich, die Stellung zu übergeben, wir sollten nur selbst kommen und sie uns nehmen. Ich ließ zum Sturm blasen und lief mit meinen 12 Mann, die grade bei mir waren, den schmalen Bergrücken hinunter gegen die feindlichen Befestigungen. Mit mir stürmte meine schwarze Charge und trieb, unbarmherzig seine alten Freunde zusammenschießend, diese den steilen Abhang hinunter. Was nicht in den Felsen abstürzte oder fiel, mußte sich ergeben. Um 2 Uhr nachmittags waren wir Herren des Kassigao. Die Askaris waren so begeistert von diesem Erfolg, daß sie wilde Kriegstänze aufführten, mit Stielaugen und Schaum vorm Munde tobten sie in lauter Raserei, die grüne Fahne des Propheten schwingend, umher und stürzten sich auf die reiche Beute. Wer die guten Kerls nicht kannte, hätte vor diesen wilden Gesellen bange werden können. Einer derselben sah mich im Gesicht bluten, zog seinen schmutzigen

Strumpf, den er acht Tage lang nicht ausgezogen hatte, vom Fuß und wischte mir damit ein paarmal über das Gesicht! Wie ich entsetzt ihm dies verwehrt, sagte er: „Laß nur, das ist Kriegsgebrauch und heißt gut, das tut man nur seinen guten Freunden!“ Wir waren so völlig verhungert und abgerissen, daß es höchste Zeit war, uns an der vom Gegner zurückgelassenen Beute schadlos zu halten. Wir fanden reichlich Munition, Verpflegung, Kleidung, vielerlei Kriegsgerät, und es war eine Freude, unsere Askari schmausen und für ihre Mühe auf diese Weise reichlich entschädigt zu sehen. Denn dem Eingeborenen-Soldaten ist nach einem Gefecht die Hauptsache, daß er genügend zu essen findet und sich sauber umziehen kann. Die englische Abteilung war so gründlich geschlagen, daß nur wenige entkommen waren, die den Verlust des Berges zur Ugandabahn melden konnten. Wir meldeten mit Helio-graph die Besetzung und richteten uns häuslich ein. Drei Kompagnien folgten uns, die auf dem Kassigao Stellung bezogen, und nun fing eine rege Patrouillentätigkeit gegen die Ugandabahn an, um letztere nachdrücklich zu zerstören. Vom Kassigao waren es nur 40 km bis zur Bahn, und wenn eine Patrouille heimkehrte, hatte sie die Annehmlichkeit, sich auf dem schönen Berg schnell erholen zu können, um dann wieder von neuem aufzubrechen. Täglich erfolgten Sprengungen, und die Lokomotivführer auf der Ugandabahn erhielten Prämien bis zu 1000 Pfund pro Fahrt, um die Strecke von Mombasa nach Nairobi aufrecht zu erhalten.

Das war im Dezember 1915. Um uns auf andere Gedanken zu bringen, rückten die Engländer mit ca. 40 000 Mann im März 1916 vom Westen und Osten gegen den Kilimandscharo heran. Der Kommandeur war hierdurch gezwungen, die Kompagnien, die er im Norden verfügbar hatte, bei Moschi und Tarweta zu sammeln, und der Kaffigao mußte aufgegeben werden. Es begannen heftige Kämpfe um die Stellungen am Ost-Kilimandscharo, die damit endeten, daß im März 1916 Moschi geräumt werden mußte und die Schutztruppe sich an der Usambarabahn langsam zurückzog.

Um diese Zeit erschienen die ersten Flieger. Wir meinten, dieselben würden auf unsere Leute großen Eindruck machen. Die Askaris erklärten alles ihnen Unbekannte als „kazi ulaya“ d. h. „europäische Arbeit“. Sie halten den Europäer zu allem fähig und wundern sich über nichts mehr, — warum sollte er nicht auch fliegen können! Die Flieger heißen bei ihnen „Ndege ulaya“ d. h. „europäische Vögel“. Unsympathisch waren ihnen allerdings die ersten Bomben, es dauerte lange, bis man die Marschkolonnen soweit gebracht hatte, daß sich jeder bei dem Signal „Flieger“ sofort hinlegte und nicht umherlief, um andere bessere Bäume als Schutz zu suchen. Wenn die Bomben fielen, sagten die Eingeborenen: „Jetzt legt der Vogel seine Eier“. Wenn dann diese Eier gelegt waren, zogen sie beruhigt weiter. Es gelang uns einige Flieger abzuschießen. Die Engländer hatten aber durch das unsichtige Gelände so wenig Nutzen von dieser Aufklärung, daß sie im letzten

Kriegsjahr davon Abstand nahmen. Das Verschwinden dieser „englischen Vögel“ mit ihrem geräuschvollen Eierlegen bedeutete für uns eine wesentliche Erleichterung.

Im Westen des Kilimandscharo war es den Engländern gelungen, über Aruscha nach Kondoa Irangi durchzustößen, von wo aus sie einen weiteren Vormarsch gegen unsere Mittellandbahn vorgesehen hatten, wenn ihnen nicht heftiger Widerstand entgegengetreten wäre. Der Kommandeur beließ kleinere Streitkräfte an der Usambarabahn und marschierte mit seinen Hauptkräften zur Mittellandbahn, fuhr auf dieser nach Dodoma und stellte sich den Engländern bei Kondoa Irangi. Dort wurde bis Juli 1916 gefochten, so daß das englische Vordringen zum Stillstand kam. Da unterdessen die Nordbahn verloren ging und die anstrengenden Rückzugsgesechte unsere schwache Truppe aufrieben, mußte wieder das Hauptgewicht nach dem Osten gelegt werden. Die Kommandotruppen beließen schwache Kräfte bei Kondoa und marschierten zur Verstärkung der Osttruppen nach Tulsiani. Unter fortgesetzten Gefechten wurde Ende August 1916 die Mittellandbahn erreicht. Die Küste, die von uns nicht geschützt wurde, Tanga, Bagamojo und schließlich am 4. September 1916 Daréssalam, gerieten in englische Hand. Die Truppen nahmen Stellung am Ulugurugebirge und leisteten den starken englischen Divisionen bei Kiffaki, Dutumi und Kiderengwa erheblichen Widerstand.

Bei Kiffaki beging der Gegner den unbegreiflichen Fehler, seine drei Brigaden an drei Tagen getrennt nacheinander ins Gefecht zu führen, so daß sie, alle einzeln aus

dem Feld geschlagen, nichts erreichten und nach sehr erheblichen Verlusten nicht imstande waren, uns aus einer Stellung zu drücken, die wir jetzt mehrere Monate hielten. Wir gingen sogar an anderen Stellen wieder vor, mit einer Abteilung bis dicht an Daresalam heran, entdeckten dort ein reichliches Verpflegungsgebiet, von dem niemand eine Ahnung hatte, schädigten den Gegner mit Kampfpatrouillen und sammelten hinter unserer Front über 300 000 kg Reis.

Die deutschen Frauen und Kinder blieben zum größten Teil im Norden der Kolonie und in Daresalam zurück. Im Westen kämpften unsere Abteilungen gegen englische und belgische Truppen und zogen sich langsam bis Tabora. Auf dem Tanganjikasee fanden kleinere Gefechte unserer armierten Pinassen statt, und überall wurde der Gegner gezwungen, seine Kräfte über das Land zu zerstreuen, um den zähen Widerstand der kleinen deutschen Truppe zu überwinden.

Deutsch-Ostafrika besitzt zwei Bahnen, die Nordbahn, genannt Usambarabahn, 350 km lang, von Tanga bis Moschi, die Mittellandbahn, ca. 1200 km lang, von Daresalam an den Tanganjikasee nach Kigoma. Diese Bahnen haben ihr möglichstes getan, um durch Truppen- und Verpflegungs-Transporte Schwierigkeiten, die uns durch die großen Entfernungen entstanden, überwinden zu helfen. Sie wurden von uns, als wir diese Gebiete räumen mußten, so gründlich zerstört, daß die Engländer monatelang keinen Nutzen davon hatten. Ein Marsch von der Mittellandbahn zur Nordbahn dauerte unter normalen Verhältnissen 11 bis

12 Tage, wurde im Kriege von Truppen in 7—8 Tagen zurückgelegt. Auf diesen Strecken gab es Stappenlinien, das waren mit Rasthäusern, Magazinen und Telephonen versehene Straßen.

Im ganzen Lande wurden überall, wo die Lage es forderte, Magazine angelegt und größere Verpflegungsmengen gestapelt. Die Verpflegung bestand in den ersten zwei Jahren aus den im Lande reichlich vorhandenen Vorräten an Reis, Maismehl, Mtama (Hirseforn) und Rindvieh. An Rindvieh ist die Kolonie reich, besonders im Westen des Kilimandscharo, dann in Bukoba, Muansa, Ruanda, im Südwesten bei Langenburg, Ssongea und Iringa. Diese hochgelegenen Gebiete sind für Menschen und Vieh gut bewohnbar und für Ansiedlungszwecke wie geschaffen. Allein der Bezirk Aruscha am Meruberg hat soviel Vieh wie ganz Südwest-Afrika zusammen. Um für die Fortdauer des Krieges die nötigen Verpflegungsmittel beschaffen zu können, mußte stets neu angebaut werden. Dies war eine wesentliche Kriegsarbeit, zu der die Eingeborenen von den Bezirksämtern in großen Mengen herangeholt wurden und die auch eine größere Anzahl von Pflanzern mit übernahm, die, zum Truppendienst ungeeignet, auf diese Weise ihren Teil zur Weiterführung des Krieges beitrugen.

Die englische Blockade verhinderte jegliche Einfuhr europäischer Artikel. Somit war es gegeben, alles, was an Bedürfnissen für Europäer wie Schwarze bis dahin von Europa importiert wurde, selbst zu beschaffen oder wenigstens einen Ersatz dafür zu finden. Wir hatten das Glück, daß durch

die Ausstellung, die August 1914 in Daresalam stattfinden sollte, eine große Menge der wertvollsten Lebensmittel bereits in die Kolonie eingeführt waren, desgleichen am Anfang des Krieges in den ersten Tagen einige Schiffsladungen mit Reis und sonstigen wertvollen Artikeln noch vor dem Feinde geborgen und in unseren Besitz gebracht werden konnten. Es war darunter auch ein Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie, der gerade in Mombasa Automobile ablad, als uns die Kriegserklärung erreichte und wir diese wertvolle Ladung noch zu uns dirigieren konnten. Wir stellten Salz und Zucker in der Kolonie her, bauten Maismühlen und Webstühle und gerbten Wildleder, so daß wir Mehl, Bekleidung und Stiefel bekamen. Es war vor Beginn des Krieges eine größere Anzahl moderner Gewehre und Maschinengewehre eingetroffen, und was an Bewaffnung und Munition mangelte, mußte der Feind liefern. So wurde durch die bei Tanga und Tassin gemachte Beute ein größerer Teil unserer Truppen mit englischen Gewehren und englischer Munition umbewaffnet und dadurch die rauchstarke, alte Einundsiebzigere-Waffe zum größten Teil ausgerangiert.

Die Etappe benötigte einen großen Apparat an Trägern, und es war nicht leicht die Hunderttausende von Trägern, die stets unterwegs sein mußten, um die Truppe allerorts mit Verpflegung zu versehen, so zahlreich zu erhalten und zu ernähren, daß keine Stockungen eintraten. Oft mußten wertvolle Magazine vor dem Feinde geborgen und umtransportiert werden, und die treue, unausgesetzte Arbeit dieser Eingeborenen-Träger hat wesentlich dazu beigetragen, wenn wir

über den Gegner Erfolge erringen konnten. Diese Träger mit ihrer 25—30 kg schweren Last mußten wochenlang unausgesetzt marschieren, monatelang und jahrelang ohne Ablösung arbeiten und erhielten als tägliche Ration 1 kg Korn oder Mehl, in guten Zeiten einiges Fleisch und ihren Lohn zumeist in Papiergeld, für das sie sich nichts kaufen konnten. Wir waren vollständig auf die Mithilfe dieser Schwarzen angewiesen. Keine Truppenbewegung konnte ohne Träger von statten gehen. Was die Engländer auf ihren Automobilen nachschafften, mußten wir tragen lassen. Die Kampftruppen brauchten in erster Linie Träger für Maschinengewehre und Munition, für das Gepäck der Europäer sowie für die Verpflegung der Schwarzen. Zu Anfang des Krieges bestand eine Kompagnie aus mindestens 500 Köpfen, die zu verpflegen waren, das waren 200 Askari und ca. 300 Träger. Diese 500 Mann verbrauchten pro Tag mindestens 20 Lasten Mehl. Lag die Kompagnie in der Nähe eines Magazins, so war die Beschaffung verhältnismäßig einfach. War die Kompagnie unterwegs, so mußte sie diese Verpflegung weither holen oder für viele Tage mitnehmen. Anfangs hatte der Mann eine eiserne Ration für drei Tage, im letzten Kriegsjahr für 10—14 Tage bei sich. Der Grund dafür lag in dem Fortfall der Magazine, das bedeutete neben den 200 Patronen ein Mehrgewicht von 20—25 Pfund für Askari wie Träger.

Um den Engländern Verpflegungsbestände abzunehmen und sie zu zwingen, zur Sicherung ihrer Stappen mehr Truppen zu verwenden, somit diese an der Front zu verlieren, gingen von

unserer Seite aus ständig zahlreiche Kampfpattouillen hinter die englischen Stellungen. Diese Kampfpattouillen bestanden aus 2—3 Europäern, 30—50 Askari, Maschinengewehr und den Verpflegungsträgern, sie waren oft tagelang unterwegs. Es dauerte nicht lange, so hatten die Engländer diese Kampfweise übernommen, und Zusammenstöße zwischen feindlichen und unseren Pattouillen gehörten zu den täglichen Meldungen, die beim Kommando einliefen. Auf diese Art ergänzten wir Kriegsmaterial und Bekleidung in schlechten Zeiten. Mancher Pattouillenfürer ging zu Fuß aus und kam beritten zurück, und die Askaris erzählten leuchtenden Auges, mit reicher Beute beladen, von ihren interessanten Erlebnissen. Wir machten oft gute „Ernte“ an Munition, Verpflegung, Telephon, Kabel und Post. Die Post war ein besonders begehrter Artikel, denn wir konnten unsere spärlichen Nachrichten über die Vorgänge in der Heimat auf diese Weise ergänzen und auf dem laufenden bleiben. Die großen Vorgänge auf dem europäischen Kriegsschauplatz waren uns in unserer anstrengenden Tätigkeit ein Ansporn zum Durchhalten, und die herrlichen Siege unserer deutschen Armeen waren eine Auffrischung in unserer harten Arbeit. Wir fertigten uns Karten und zeichneten die Fronten nach den aufgefundenen Reutermeldungen ein und berechneten uns die Zeit, die wir auszuhalten hätten, um bei der erhofften Friedensnachricht nicht hinter den Leistungen unserer Kameraden zurückzustehen.

Zweimal gelang es den Blockadebrechern „Rubens“ und „Marie“ die afrikanische Küste zu erreichen und uns Hilfs-

material von der Heimat zu bringen. Das erste Schiff „Rubens“ erreichte die Küste in der Nähe von Tanga im Frühjahr 1915, wurde jedoch von den Engländern gesichtet, mußte auf Grund laufen und sank in der Moansabucht, glücklicherweise so nahe der Küste in so weichem Wasser, daß in wochenlanger Arbeit die kostbare Ladung von Tauchern geborgen werden konnte. Die Munition, vom Seewasser zum größten Teil beschädigt, wurde auseinander genommen, in der Sonne getrocknet und wieder verwendbar gemacht. Die Medikamente und Zeitungen waren leider verdorben. Das zweite Schiff „Marie“ erreichte Frühjahr 1916 die Küste an der Grenze unserer Kolonie im Süden in der Nähe des Portugiesischen, kam ungesehen in die Sudibucht, wurde vollständig gelöscht und kehrte wieder um. Es brachte Munition, Geschütze, Medikamente und Europäer-Verpflegung. Ein Luftschiff, welches von der Heimat ausgehend uns im Jahr 1917 erreichen sollte, kehrte bei Chartum am Nil auf die fälschliche Nachricht um, daß unsere Truppe sich ergeben hätte.

Vor dem Kriege bestand die Ansicht, daß in den Tropen der Europäer großen Kraftanstrengungen nicht gewachsen sei. Diese Ansicht konnte nicht maßgebend bleiben, denn die wenigen Deutschen mußten stets auf dem Posten sein, um immer wieder neue Arbeit zu leisten. Wir hatten keine Gelegenheit zur Ablösung und nicht die Möglichkeit, in gesunden Gegenden uns auszuruhen. Es ging von Gefecht zu Gefecht, von Patrouille zu Patrouille, es folgten Märsche auf Märsche, kaum einer hatte Zeit, sein Malaria-Fieber

zu berücksichtigen oder auszukurieren. Wer hier in Europa erlebt hat, was Sonnenhitze einer kämpfenden, marschierenden Truppe zu schaffen macht, kann ermessen, mit welcher unerhörten Qualen die tropische Sonne Afrikas unseren braven Leuten zusetzte. Märsche durch schattenlose Dorn-Steppen ohne Wasser, Gefechte in dieser Gluthitze, nachts ohne Abkühlung und tags ohne Schatten, das sind Dinge, die nur ausgehalten werden, wenn ein Führerwille über allem steht, der nicht nachläßt, der den Gedanken an den endlichen Sieg hochhält, und allen voran das Gleiche duldet. Nicht nur wir Weißen, auch die Schwarzen, unsere braven Askari und Träger litten unter den Unbilden der Witterung. Diese sind in Afrika außer der erbarmungslosen Sonnenglut auch die hoffnungslose Regenzeit. In dieser Zeit regnet es schließlich Tag und Nacht, und unübersehbare Strecken stehen unter Wasser. Alles ist durchnäßt und fault, man kann sich kaum vorstellen, wie unter diesen Verhältnissen zu marschieren, zu lagern, zu kochen und zu „ernten“ ist. Unsere Kampfpattouillen gingen tagelang bis zum Bauch im Wasser, um die feindlichen Stellungen zu erkunden und den Gegner, der sich zu dieser Zeit keines Angriffes versah, zu überfallen. Die Verpflegungs-Verhältnisse waren schlecht, und ich entsinne mich einer Regenzeit im Frühjahr 1917, wo monatelang jeder Mann mit 6—8 Maiskolben pro Tag auskommen mußte.

In bezug auf Truppenverschiebungen und den Nachschub ihrer Verpflegung hatten die Engländer uns viel voraus, da sie die Küste beherrschten. Sie hatten sich, nachdem Dares-

salam genommen war, in Kilwa und Lindi festgesetzt und trachteten danach, von diesen Punkten aus Etappenlinien ins Land zu bauen, um uns unsere letzten Verpflegungs-Gebiete zu besetzen und unseren Nachschub zu unterbinden. Sie drangen von Kilwa nach Ribata vor und hatten die Absicht, das große verpflegungsreiche Gebiet um den Rufidji mit Beschlag zu belegen. Daher wurde es notwendig, ihnen in Ribata entgegenzutreten. Anfang Dezember 1916 überraschten wir die Engländer, die das Bezirksamt bereits besetzt hatten, durch unerwarteten Artillerieangriff. Von einer sicher gelegenen Höhe wurden sie von einem „Königsberg“-Geschütz und einer Feldhaubitze beschossen. Die Rohre der „Königsberg“-Geschütze waren nämlich im Rufidji-Delta von der gesunkenen Königsberg abmontiert, die Lafetten dazu in Daressalam hergestellt, so daß zehn solcher Geschütze in der ganzen Kolonie während des Krieges uns große Dienste geleistet haben. Solch ein Geschütz, von 2—300 Trägern gezogen, machte in dem bergigen Gelände große Schwierigkeiten, bis es in Stellung gebracht war, ohne vom Gegner bemerkt zu sein. Es gelang, dem Gegner nennenswerte Verluste beizubringen, so daß er gezwungen wurde, größere Verstärkungen, die bereits an Ribata vorbei ins Innere des Landes marschierten, wieder zurückzurufen und sich mit allen verfügbaren Truppen uns gegenüber zu versammeln. Alle Unternehmungen, die gegen unser Verpflegungsgebiet geplant waren, mußten daher aufgegeben werden. In der Nähe des Bezirksamts lagen wir mit zwei Kompagnien von 50—70 m, dem Feind gegenüber. Dort entspann

sich ein Stellungskrieg, ähnlich den europäischen Verhältnissen. Tagelang wurde gefochten, und der Angriff, den die tapferen 29. Belutschen unternahmen, wurde ein Handgemenge, das unter zahlreichen Verlusten für den Feind abgeschlagen wurde. Kleine Geschütze brachten wir auf ca. 150—300 m Entfernung vor dem Gegner in Stellung und beschossen seine Befestigungen mit so gutem Erfolg, daß englische Offiziere uns später eingestanden, ca. 50% Verluste gehabt zu haben. Einige Tage darauf verloren wir eine Höhe in einem Nachtgefecht durch Minenwerfer und Handgranaten und waren genötigt, uns eine andere flankierende Höhe zu erzwingen. Dort lagen starke Goldküstentruppen, die unserem Angriff tagelang widerstanden, bis sie schließlich, durch Artillerie und Maschinengewehre stark mitgenommen, uns den Berg überlassen mußten.

Die Front erweiterte sich täglich, und die Engländer erhielten neue Verstärkungen von der Küste über Kilwa. Unsere Kompagnien wurden aufs äußerste angestrengt, denn wir mußten eine Patrouillentätigkeit unterhalten, die den Gegner über unsere numerische Unterlegenheit täuschen sollte. Von Hügel zu Hügel zogen sich unsere Befestigungen, und die beiderseitige Artillerie versuchte dem Gegner die Stellungen auf den Bergen zu verleiden. Dieser Stellungskrieg dauerte bis Ende des Jahres, bis ein überlegener Angriff am oberen Rufidji gegen unsere dortstehenden Truppen diese zum Zurückgehen zwang. Wir verloren ein wertvolles Magazin unserer Sanitätsreserve durch eine feindliche Patrouille, die unvorhergesehen den Rufidji an einer Stelle überschritt, an der

man dieses kostbare Material bis dahin für vollständig sicher hielt.

Der Kommandeur ließ schwache Abteilungen vor der Ribatastellung und marschierte mit seinen Truppen an den Utungisee. Dort erfuhr er, daß die großen Reis- und Mehlbestände, die wir im Oktober und November 1917 nördlich des Rufidji gesammelt hatten, zum größten Teil verbraucht waren. Es blieb daher für die kommende Regenzeit nur unzureichende Verpflegung von jungem Mais, den wir in dieser Gegend noch vorfanden. Durch den starken Widerstand bei Ribata hatte der Kommandeur erreicht, daß der Gegner nicht, wie er beabsichtigte, durch Einmarschieren von Kilwa nach Liwale die Verpflegungsgebiete südlich des Rufidji hatte wegnehmen können, bevor wir nicht die Gebiete am Rufidji gründlich ausgenutzt hatten. Denn darauf kam es zumeist an, die Kampfhandlungen so zu verlegen, daß unsere Etappe imstande war, die Verpflegung in den vom Gegner noch freien Gebieten zu sammeln. In der Zeit Anfang Januar 1917 standen Abteilungen des Gegners im Norden des Rufidji, vom Nordwesten her den Rufidji überschreitend, vom Osten bei Ribata und im Westen gegen Mahenge. Es war durch die Kämpfe bei Ribata auch erreicht worden, daß die früh eintretende Regenzeit, vor der der Gegner uns aufzureiben hoffte, die feindlichen Unternehmungen hemmte und uns einige Monate Zeit gewinnen ließ.

Während unseres Stellungskampfes bei Kiffaki, Duthumi, Kiderengwa hatte der englische Oberbefehlshaber durch einen Unterhändler General v. Lettow den Vorschlag gemacht, sich nun-

mehr mit dem Rest seiner Truppe zu übergeben. Er hatte die weiteren Gefahren geschildert, die uns bevorständen, wenn wir in die sumpfige Niederung des Rufidjiflusses und in die ungesunden Gebiete dieser unwirtlichen Gegend zurückgehen würden. Er sprach davon, daß dort nicht Engländer, sondern andere Feinde unserer warteten in Form von Sumpffiebern, denen kein Mensch zu entgehen imstande wäre, und bat den General, es genug sein zu lassen des grausamen Spiels, er ehrte seine bisherige Leistung mit hoher Anerkennung und versprach in weitgehendster Weise entgegenzukommen, wenn er sich entschließen würde den Kampf aufzugeben. Es war selbstverständlich, daß dieses ehrende Anerbieten durch die Fortsetzung unseres Widerstandes beantwortet wurde, und wie der Erfolg gezeigt hat, wurden nicht nur unsere Truppen durch Fieber und die Sumpfgeister des Rufidji nicht aufgerieben, sondern waren von diesem Zeitpunkt an noch über zwei Jahre imstande, allen Anforderungen des Krieges und den Verfolgungen der Engländer erheblichen Widerstand entgegenzusetzen.

Die Zeit vom Januar bis März 1917 war in bezug auf Verpflegung die schlechteste, die uns widerfahren ist. Nur durch die strenge Kontrolle und durch die Ausgabe von der denkbar kleinsten Ration, 6—8 Maiskolben pro Mann, war es möglich, ohne den Rufidji aufzugeben, die Truppen solange dort zu belassen, bis die Verpflegung dieser Gegend völlig aufgebraucht war. Nichtsdestoweniger wurde der Gegner auch während der Regenzeit durch Kampfpattouillen stark geschädigt. Diese braven Leute gingen stundenlang durch die

überschwemmten Gebiete, suchten die gegnerischen Stellungen, überfielen seine Etappenlinien und schädigten den Feind, der sich zu solcher Zeit und bei diesen Witterungsverhältnissen des Angreifers nicht versah. Der Rufidji trat kilometerweit über seine Ufer. Die Hospitäler in Panganja, Logeloge und Utete mußten aufgegeben werden, weil die Verbindung mit denselben durch die tiefen Wasserfluten nicht mehr möglich war. Dortselbst waren die Kranken und die zurückgebliebenen Zivilpersonen in der schwierigsten Lage. Die Häuser standen im Wasser, alle kleineren Hütten fielen ein, und die ältesten Eingeborenen entsannen sich nicht einer derartigen monatelang andauernden Hochflut. Die knappe Verpflegung mußte sechs Stunden weit geholt werden und hatte bereits zu faulen begonnen. Dabei war es nicht abzusehen, wann der Regen enden oder die Engländer kommen würden, um die Kranken zu übernehmen und in bessere Verhältnisse zu überführen. Das waren Härten, die der Krieg mit sich brachte, und es gab manchen, der ihnen nicht gewachsen war. Im März verlief sich das Wasser, die Engländer überschritten den Rufidji und übernahmen die Kranken in den Hospitälern. Unsere Truppen zogen in bessere Verpflegungsgegenden, einige Tagemärsche südlich am Matandusfluß, den Kilwatruppen des Gegners entgegen. Für uns günstige Gefechte zwangen die Engländer bei Kilwa zu erheblichen Verstärkungen, um die erforderliche Übermacht aufzubringen. Der Mtama begann zu reifen, und die wildreichen Gebiete gaben uns Fleisch, und das Fett der erlegten Elefanten und Flußpferde war gut ausgebraten für Europäer sowohl wie

für Schwarze ein Genußmittel. Durch geschickte Ausnutzung von allerlei Eingeborenengemüse, Süßkartoffeln, Mohogo, Tomaten, spinatartigen Kräutern, Früchten und dergleichen, war unsere Verpflegung gut, und nach der schlechten, mageren Zeit erholte sich jeder in Kürze, um neuen Anstrengungen wieder getrost entgegenzugehen.

Ich habe schon gesagt, daß der Träger einer der wichtigsten Faktoren ist, die in Afrika das Fortkommen ermöglichen. Zur Feldkompagnie gehörten neben ihren Askari, deren Zahl anfangs 200 betrug, allmählich aber auf durchschnittlich 150, schließlich auf 100 und am Schluß des Krieges auf höchstens 70—80 pro Kompagnie gesunken war, die Kompagnieträger, von denen wir anfangs über 300, schließlich 200 und im Januar 1917 150 haben mußten und durften. Denn um die Zeit der schlechten Verpflegungsverhältnisse war die Höchstzahl der Eingeborenen, die eine Kompagnie außer ihren Askari haben durfte, auf 150 angesetzt worden. Diese verteilten sich auf die notwendigen Maschinengewehrträger, Munitions- und Verpflegungsträger, Europäergepäckträger und Boys. Jeder Europäer hatte das Recht, zwei Boys zu seiner Privatbedienung zu haben, die seine Küche versorgten, und drei Träger, die sein Gepäck trugen. Dieses Gepäck bestand aus einer Kochlast, einer Kleiderlast und einer Zelt- und Schlaf- last. Auf dem Marsche gingen die Askari voraus, von denen jeder sein Gewehr, Munition, eiserne Portion, Decken und Zelt trug, alsdann kam die Maschinengewehrabteilung. Jedes Maschinengewehr, pro Kompagnie 2—4, bedurfte

2 Europäer, 5—7 Askari und 15 Träger. Danach folgten die Munitionslasten, 10—20 pro Kompagnie, mit 30 bis 40 000 Schuß. Nach diesen kam das Europäergepäck und die täglichen Verpflegungsportionen, 20 Lasten pro Tag, am Schluß der Troß der Askariweiber und Askaribohs. Die Eingeborenenpfade, auf denen wir meistens marschierten, sind schmale, durch das Gebüsch führende Wege, auf denen im Gänsemarsch marschiert werden mußte, so daß die Länge einer Kompagnie mindestens $\frac{1}{2}$ km betrug. Wir waren gut einmarschiert und machten pro Tag in sechsstündigem Marsch durchschnittlich 25—30 km. Das waren die normalen Marschleistungen, die des öfteren weit überstiegen werden mußten, und es kam vor, daß 8—10—12 Marschstunden gemacht wurden, ohne daß die Truppe an Frische und Kampfkraft Einbuße erlitt. Kleinere Truppenkörper haben bei Patrouillen weit mehr geleistet. Wir marschierten zwei Stunden, dann trat eine Pause ein von einer halben Stunde. Bei Märschen, wie im Lager herrschte lautlose Stille, denn die feindlichen Patrouillen bemühten sich stets, unsere Marschrichtungen zu erkunden, und man kann sich denken, daß bei großen Mengen marschierender Träger und Frauen Lärm auf weite Strecken hörbar wurde, der unsere Absichten verraten konnte. Die Erfolge, die wir des öfteren durch schnelles Marschieren und unvorhergesehene Überraschungen erreichten, waren nicht zum wenigsten der Lautlosigkeit zu verdanken, mit der unsere Truppe gelernt hatte, sich zu bewegen.

Der Umstand, daß die Frauen der Askari die Truppen

begleiteten, wird manchen Wunder nehmen, aber es liegt in der Natur der Eingeborenen, daß die Frau dem Mann eine notwendige Gehilfin ist. In Afrika arbeitet die Frau mehr als der Mann. Sie bebaut das Feld, sie pflanzt und erntet, sie stampft oder reibt das Mehl, sie kocht und bereitet das Essen, sie trägt dabei ihre Kinder auf dem Rücken und nährt sie, sie holt das Brennholz, sie reinigt das Haus, sie holt das Wasser aus dem Fluß, oft stundenweit, sie macht das Eingeborenenbier und ist dem Manne vollständig unentbehrlich. Er betrachtet sie als sein Vermögen und seinen Besitz, denn er hat sie von ihren Eltern als sein Eigentum erworben. Je reicher er ist, um so mehr Frauen kann er sich kaufen, d. h. um so mehr Arbeitskräfte kann er sich halten. Die Tochter ist ihm willkommener als der Sohn, denn diese wiederum stellt ein Verkaufsobjekt dar. Die Askarifrauen und Boys waren zu Zeiten eine Belastung, wenn die Verpflegung knapp war, denn auch sie mußten leben und bedeuteten für die Truppe numerisch einen großen Zuwachs, da pro Kompagnie mindestens 100, wenn nicht noch mehr Frauen und Boys hinzukamen. Andererseits waren sie eine Hilfe in bezug auf die zufriedene Stimmung der Truppe, denn der Askari ist nicht so anspruchslos, wie er sein kann, wenn er einsieht, daß er es sein muß. Er hat es gern, wenn sein Essen fürsorglich zubereitet ist und ist überhaupt recht verwöhnt. Es kam vor, daß die Askarifrauen und Boys die Gegend bei den Lagern so schnell und so geschickt absuchten, daß die Europäer oft das Nachsehen hatten, wenn sie ihre Boys schickten, um ihnen die gleichen Bedürfnisse decken zu helfen,

und ich hätte mich manchmal ganz gern bei einer Askari-
familie zu Tisch gesetzt, wo ich weit besseres Essen zube-
reitet sah, als wie es aus meiner Küche auf mich wartete.
Wenn nach glücklichem Gefecht in der genommenen Stellung
für kurze Zeit Kleider, Verpflegung usw. unbeaufsichtigt
diesen nachdrängenden und bedürftigen Herrschaften in die
Hände fielen, so blieb nicht viel übrig, und wir mußten
bisweilen mit guter Bezahlung bei Askarifrauen und Boys
ein Khakihemd oder ein Paar Strümpfe und Stiefel oder
einige Konservendosen einhandeln, um unseren Bedürf-
nissen abzuhelpen. Aber trotzdem war ein gutes Verhältnis
zwischen uns und ihnen, und das Lagerleben glich dem
Picknick einer großen Familie, da alles sich gut kannte und
gut vertrug.

Lagerten die Kompagnien, so bekam jede ihren Platz
angewiesen und war glücklich, wenn derselbe unter schönen
schattigen Bäumen in der Nähe des Wassers lag. Da
meint man oft, das Wasser sei das Schönste, was der Herr-
gott geschaffen hat. Es beginnt im Lager ein eifriges
Leben. Jeder läuft, um sich Holzstangen zu schlagen und
das kleine Zelt zu spannen, dasselbe mit Gras oder Laub
zu bedecken, um sich den Schatten für die notwendige Mit-
tagsruhe zu schaffen. Wenn genügend dichte Bäume vor-
handen sind, lagert die Kompagnie zugweise, gruppenweise
oder auch Mann für Mann unter je einem Baum. Es
wird der Platz für das Magazin, der Platz für den Sani-
tätssdienst befohlen, einige Posten und Wachen werden auf-
gestellt. Es melden sich Freiwillige zu Jagdpatrouillen,

das sind die jagdlustigen Askari, die ausziehen, um als Jäger das nötige Fleisch zu besorgen, dann gab es sogenannte Erntepatrouillen, die Verpflegung in Form von Hühnern oder Mehl bei Eingeborenen zu erlangen suchen.

Auch im Lager herrscht absolute Ruhe, und mehr als einmal haben uns gefangene Engländer, die lange Monate mitmarschieren mußten, ihr Erstaunen darüber ausgedrückt, wie es möglich ist, daß im Gegensatz zu ihren Leuten, die unseren so lautlos marschieren und lagern. Unsere Schleich- und Kampspatrouillen haben des öfteren die feindlichen Lager durch den Lärm und Rauch in denselben festgestellt. Auf Höhen oder Bäumen konnten diese Beobachter ein genaues Bild über die Ausdehnung und ungefähre Stärke des feindlichen Lagers gewinnen. Sie gingen in der Richtung, die ihnen der Rauch gewiesen, und wurden dann jedesmal durch den ungeheuren Lärm, den die lagernden Engländer zu machen gewöhnt waren, sicher geleitet, um eine Beobachtung, einen Überfall gut ausführen zu können. Aus diesem Umstand zog der Kommandeur eine Lehre und verbot jedweden Lärm und Rauch. Die mitgenommenen Hühner durften ihre Eier in der Stille legen, während Hähne nicht geduldet und abgeschlachtet wurden. Trompetensignale gab es nur bei Gefechten, und so konnte der Feind lange suchen, ehe er unsere Spur und unsere Lage fand, wenn wir es vorzogen, ohne Weg und Steg in einer ihm unerklärlichen Richtung zu verschwinden. Man muß verstehen, daß die Unsichtigkeit des afrikanischen Geländes zum Teil so groß ist, daß man nicht 50 m weit sehen kann, daß

der Busch zum Teil so dicht ist, daß feindliche und unsere Patrouillen auf die nächste Entfernung aneinander vorbei gelaufen sind, daß Umgehungen in dem kürzesten Radius stattfinden konnten, und nie einer vom andern wußte, wie stark er war, bevor nicht alle Gewehre angezündet waren, an deren Klang man ungefähr feststellen konnte, mit wie vielen man es zu tun hatte. Trotz dieser Unsichtigkeit des Geländes ist es wunderbar, wie sich unsere Schwarzen zu rechtfinden, wenn sie in einer Richtung stundenlang gegangen sind, nach Verpflegung gesucht haben, gejagt haben oder auf Patrouille waren. Sie kamen unfehlbar wieder zurück und fanden das lautlos daliegende Lager, ohne sich auch nur 100 m verirrt zu haben.

So verschieden wie die Gegenden in bezug auf ihren landschaftlichen Charakter, so verschieden sind sie auch in bezug auf das, was sie boten an Nahrung und Notdurft für den Menschen, der sie durchwandert. Es gibt wasserreiche Gebiete, die dicht besiedelt sind, und so wasserarme Steppen, daß da kein Mensch seinen Wohnsitz haben kann. Es gibt fruchtbare, gesunde Hochländer, wo die Europäer ihre Pflanzungen und Farmen anlegen und ohne Schaden für ihre Gesundheit eine Familie gründen können, und es gibt Gebiete, die sumpfig und dem Fieber ausgesetzt und unfruchtbar sind, so daß selbst die anspruchselosesten Eingeborenen fortziehen und man tagelang marschieren muß, ehe eine ärmliche Eingeborenenhütte und ein kümmerliches Feld zu sehen ist. Es gibt herrliche Urwälder mit prachtvollem Schatten, und es gibt dürre Dornen-

steppen mit sengender Glut. Es gibt Gebirgslandschaften von imposanter Größe, von felsigem Charakter, und liebliche Tallelandschaften, bestanden mit Bananenhainen, Apfelsinenbäumen, Mangobäumen mit ihrem vielfarbigen Grün. Afrika ist das Land der großen Gegensätze, der überhelle Tag von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends und die dunkelschwarze Nacht von 6¹/₂ Uhr abends bis 5¹/₂ Uhr morgens. Die brennende Sonnenglut, die die Nacht nicht fühlen läßt, mit ihrer Dürre und Wasserlosigkeit, die die größten Flüsse austrocknet und die Quellen versiegen läßt, die das Gras gelb macht und die Steppenbrände erzeugt. Die Regenzeit mit ihren Wassermassen, die uns die Geschichte von der Sintflut verstehen lehrt, eine Flut, in der Mensch und Vieh ersaufen kann, eine Zeit, in der Wasser im Überfluß, eine Feuchtigkeit in der Luft ist, daß in den Koffern und in den Häusern alles schimmelt und man nicht weiß, wie man wieder trocken werden soll.

Der Kompagnieführer hatte auch das Amt, die Familienangelegenheiten seiner Askari und Träger zu ordnen und mußte oft lange Berichte entgegennehmen, mußte Streit schlichten und ihre Nöte mit anhören. Der Eingeborene hat ein unbegrenztes Vertrauen dem weißen Manne gegenüber und verlangt auch von ihm, daß er sein Richter sei und alle seine zum Teil recht schwierigen, aber meistens belanglosen Sorgen in erster Linie anhört und ihm einen Ausweg daraus zeigt. Dazu gehört, daß man die Sprache dieser Leute, das Kisuaheli soweit beherrscht, daß man ihren langen Erzählungen folgen kann und auch so gut zu ihnen

zu sprechen versteht, daß sie wissen, sie sind verstanden und ihre Angelegenheit ist gerecht entschieden. Allmählich lernten wir ihr Seelenleben verstehen, und es ergab sich ein gutes gegenseitiges Verhältnis kameradschaftlichster Art, so daß sie sich wohlfühlten, auch wenn wir recht hart bedrängt waren und bei den vielen Gefechten und Märschen kaum einen Ausweg sahen, wann wieder einmal eine bessere, ruhigere Zeit für uns eintreten würde.

Wir waren froh, wenn wir einige Tage Ruhe hatten. Es wurden dann kleine Grasshütten von den Askari gebaut und für die Europäer ganz gemütliche, wohnbare Häuschen, die in der kürzesten Zeit aus Stangen und Gras von den Kompagnieträgern hergestellt wurden. Jeder Europäer baute sich in seinem Haus eine kleine Schlafstube und eine kleine Veranda. Die Häuser waren so dicht mit Gras bedeckt, daß sie dem Regen standhielten, und in Kürze sah das Lager aus wie ein kleines Dorf. Auf den Wegen spielten die Askarinder, und abends brannten unzählige kleine Feuer. Die Schwarzen saßen friedlich um dieselben und unterhielten sich über die Ereignisse des Tages und waren um so zufriedener, je reichlicher der Verpflegungsunteroffizier sie mit Fleisch und Mehl versorgt hatte. Wenn der Befehl zum Aufbruch kam und die Kompagnie marschbereit stand, wurden die Häuser niedergerissen, die Feuerstellen zugedeckt, und es war dem Gegner, der die Lager suchte, nicht leicht möglich festzustellen, wo oder wieviele Kompagnien sich dort aufgehalten hatten oder auch wohin sie gegangen waren.

Ich möchte an dieser Stelle auch über die Beschaffen-

heit unserer Krankenpflege und den Marsch unserer Hospitäler einiges mitteilen, was von Interesse ist.

Wir hatten eine ungleich größere Zahl von Ärzten und Sanitätspersonal, als wie sie sonst der Truppe etatsmäßig in der Heimat zur Verfügung stehen. Diese Stabsärzte in Deutsch-Ostafrika waren nicht nur dort, um den Krankendienst der Schutztruppe zu versehen; es waren viele sehr tüchtige Ärzte nach Afrika gegangen, um die Tropenkrankheiten, wie Malaria und Schlafkrankheit, zu studieren und zu bekämpfen und die Eingeborenkrankheiten kennenzulernen. Auch Veterinäre waren zahlreich vorhanden, die ihr Studium der Rinderpest und Tsetsefliege gewidmet hatten, so daß wir in dieser Beziehung weit besser versorgt waren als die englischen Truppen.

Im Anfang des Krieges besaßen wir zwei große Hospitäler, eins in Tanga, eins in Daresalam. Diese modern eingerichteten Krankenhäuser konnten eine große Anzahl kranker Europäer und Eingeborenen aufnehmen und haben der Truppe bis zu ihrer Übernahme durch die Engländer im Sommer 1916 wesentliche Dienste geleistet. Dazu kamen viele an anderen Orten eingerichtete Feldlazarette, die den Verhältnissen entsprechend, so gut es ging, für den Hospitaldienst aus Privathäusern zu Hospitälern umgearbeitet wurden. Bei Truppenverschiebungen wurden dieselben verlegt, wenn möglich in Steinhäuser in der Nähe befindlicher Pflanzungen, oder wenn solche nicht vorhanden waren, wurden in der kürzesten Zeit ausreichende Grasshäuser gebaut, die dem Hospitalbetrieb angepaßt waren.

Solch ein Hospital hatte unter Umständen 20—40 Grasshäuser.

Wir hatten zu Anfang des Krieges, in der Zeit, als der Feind noch nicht eingedrungen war, in unseren Hospitälern und Lazaretten zahlreiche Schwestern des roten Kreuzes, aktive und freiwillige, die dort die Pflege der Kranken übernahmen. Sie blieben zum größten Teil in den Hospitälern zurück, als sich die Truppe nach Süden zog und Tanga und Daresalam englisch wurden, um unseren zurückgelassenen Verwundeten und Kranken unter englischer Herrschaft die deutsche Pflege angeeignet zu lassen und haben es verstanden, den armen geplagten Kranken das Dasein ertragen zu helfen auch in Feindeshand und in Feindesland. In Daresalam lagen zur Zeit der Einnahme durch die Engländer im Hospital ca. 200 Schwerverwundete, deutsche Soldaten, dazu ein Teil verwundeter Engländer.

Die Beschießung Daresalams durch die stets auf der Reede kreuzenden englischen Kriegsschiffe dauerte monatelang an, ehe die Engländer sich getrauten die Stadt zu besetzen. Sie hatten durch die schlechte Erfahrung bei Tanga im November 1914 schwere Bedenken, ihre Hand auf unsere wichtigste Küstenstadt zu legen. Uns erwuchs daraus der Vorteil, daß die Benutzung der Mittellandbahn vom Tanganjikasee bis Daresalam zwei Jahre nach Ausbruch des Krieges uns freistand, und wie wir Daresalam räumen mußten, aus Gründen, die uns die englischen Unternehmungen bei Kilwa und Kiffaki diktierten, da vergingen noch lange Monate, bis die Engländer die unbefetzte Stadt endlich zu nehmen

wagten. Sie beschossen Daresſalam bei Tag und Nacht aus 15—30 cm Geſchützen und beſchädigten einen großen Teil der am Hafen und Bahnhof liegenden Gebäude, ja, ſie ſchoſſen ſogar in das an der Küſte freiliegende Hoſpital. Die Frauen und Kinder hatten in Daresſalam ſchwere Tage. Sie konnten aus Mangel an Unterkunft nicht ins Innere des Landes verbracht werden und mußten in Daresſalam der ſtändigen Beſchießung halber die meiste Zeit des Tages und der Nacht im Unterſtand zubringen. Als endlich am 4. September 1916 der englische Oberbefehlshaber ſeinen erſten Beſuch im Krankenhaus in Daresſalam machte und dort zu einem ſchwer verwundeten englischen Major trat, um ihn nach ſeinem Befinden unter der deutſchen Pflege zu fragen, da ſagte ihm dieſer: „Ich habe mich äußerst wohl befunden unter der aufopfernden Pflege der deutſchen Schwestern, und ich wünſche nicht, dieſer Pflege entzogen zu werden. Ich bin entſetzt über meine Landsleute, die ſich nicht ſchämten, eine ungeſchützte freie Stadt mit Frauen und Kindern monatelang zu beſchießen, ſtatt daß ihre Flotte ſich auf der Nordſee der deutſchen Flotte zum Kampf ſtellte.“ Die Engländer verſprachen, das deutſche Hoſpital den Deutſchen zur Unterbringung ihrer Verwundeten und Kranken zu überlaſſen, fanden aber nach kurzer Zeit, daß die ſämtlichen ſchwerkranken Deutſchen transportfähig ſeien und beſſer als Gefangene nach Indien gebracht wurden, um das moderne, gute Hoſpital für ihre Zwecke zu übernehmen und den Deutſchen die kleinen Räume der katholiſchen Miſſion anzuweiſen.

In Daresſalam plünderten die englischen Truppen in den deutschen Häusern dergestalt, daß sie lastenweise das persönliche Eigentum forttrugen. Auf die Klage der Einwohnerschaft bei dem englischen Oberbefehlshaber erwiderte dieser, daß Raub und Plünderung bei englischen Truppen nicht vorkäme. Meine Frau, die als Schwester im Daresſalamer Krankenhaus arbeitete, hat selbst des öfteren englische Soldaten aus ihren Zimmern vertreiben müssen, die dort versuchten sich „Erinnerungen an Daresſalam“ anzueignen. Sie rief den englischen Oberbefehlshaber, damit er sich mit eigenen Augen davon überzeuge, daß etwa sechs Mann wieder dabei waren ein Zimmer auszuräumen, das den Schwestern als Privatwohnung diente. Beweise für diese Art Tätigkeiten haben wir in Hülle und Fülle, und es wird den englischen Truppen schwer sein, ihre Hände rein zu waschen von der Schuld des Raubes und Diebstahls. Man kann sich denken, daß, wenn dieses schon geschah nicht nur von Untergebenen, sondern sogar von Offizieren, wie sich dann die englischen, zahlreichen, eingeborenen Truppen, Inder und Schwarze, an der großen und wohlhabenden Stadt Daresſalam und an deren Bevölkerung vergangen haben.

Um wieder zurückzukommen auf die Hospitäler und ihre Einrichtungen, muß auch gesagt werden, daß wir angewiesen waren auf den Ersatz von Medikamenten und Verbandsmaterial. Ein jeder weiß, daß in den Tropen das wichtigste aller Medikamente das Chinin ist, und es gehört zu den drei größten Sorgen, die wir bei Durchführung des Krieges immer wieder neu zu tragen hatten. In erster Linie die

Beschaffung von Munition, in zweiter Linie Verpflegung und in dritter Linie Chinin. Wir haben uns gegenseitig diese Fragen zu lösen bemüht, wie sollen wir weiter kämpfen, wenn bei dem ständig zunehmenden Fieber das Chinin ein Ende hat. Wir hatten zu Anfang recht erhebliche Bestände guten Chinins in der Kolonie. Durch die Verhältnisse gezwungen, mußten die Europäer sich mehr denn je der Infektion exponieren, und es wurde die Krankheitsziffer an Malariafranken höher, als wie sie je sonst in der Kolonie zu sein pflegte. Das europäische Chinin ging zu Ende, und es mußte an die Frage des Ersatzes gedacht werden. Das biologische Institut Umani in den Usambarabergen im Norden der Kolonie beschäftigte sich angelegentlich damit, und es gelang den Herren einen guten Chininersatz aus der in der Kolonie vorhandenen Chinarrinde zu erzeugen. Wir haben insgesamt über 1000 kg Chinin verbraucht, davon sind über die Hälfte in der Kolonie verfertigt, und das bei uns hergestellte Chinin, das bei Weiß und Schwarz den Namen „Lettow-Schnaps“ führte, war besser, als das bei den Engländern erbeutete. Mit anderen Medikamenten ging es ähnlich so, und die Frage der Verbandstoffe wurde gelöst durch Ersatzmaterial von Baumrindestoffen, die schließlich gut hergestellt, desinfiziert und hinreichend verwendbar wurden. Durch einige gute Beutezüge gelang es in den letzten Jahren des öfteren, unsere Sanitätslasten wieder gut aufzufüllen, und man kann sagen, daß in dieser Beziehung nie empfindlicher Mangel eingetreten ist.

Wenn unter europäischen Verhältnissen die Ansicht mit Recht vertreten wird, daß eine Operation nur gelingen kann in einem modern eingerichteten, allen sanitären Anforderungen entsprechenden Operationsaal, so mußte bei uns wohl oder übel solcher fortfallen, und wir können sagen, daß unseren Ärzten die häufigen Operationen an Verwundeten und Schwerkranken trotz aller Mängel der Verhältnisse wohl gelangen. Sie operierten unter freiem Himmel oder bei glühender Sonnenhitze. Die schwarzen Gehilfen waren ihnen flink zur Hand, und als im Jahre 1916 keine Schwestern mehr zur Verfügung standen, übernahmen die schwarzen Hospital-Boys jeglichen Krankendienst und jegliche Handreichung mit einem Verständnis für den Kranken und für die Krankheit, daß man sich wundern mußte, wie diese einfachen und schlichten Menschen zu so schwerer Arbeit so gut zu gebrauchen waren.

Die meisten Märsche gingen quer durch das Buschgelände ohne Weg und Steg. Wir marschierten im letzten Jahr des Krieges absichtlich nicht auf Straßen, um das Zusammentreffen mit feindlichen Abteilungen zu vermeiden und dem Gegner die Schwierigkeiten des Nachfolgens und Auffindens unserer Truppen zu vergrößern. Auf dem Marsche trug man die Kranken in Hängematten. Das sind lange Bambusstangen, von zwei Eingeborenen getragen, an denen die Hängematte entweder in der hier bekannten Negart oder in Form eines langen Segeltuchstreifens so befestigt ist, daß der Kranke eine verhältnismäßig bequeme Lage einnehmen kann. Trotzdem ist es für Verwundete und Fieberkranke immerhin ein zweifel-

haftes Vergnügen, täglich von fünf Uhr morgens bis gegen ein oder zwei Uhr mittags die Anstrengungen einer solchen Reise in Regen oder Sonnenglut zu tragen. Unsere Ärzte haben in diesen Zeiten Bewundernswertes geleistet, es wurde kein Unterschied gemacht bei der Behandlung eines weißen oder schwarzen Kranken, denn den Ärzten galt nur der Grundsatz, daß ein Mensch, der krank ist, gepflegt werden muß, mit der gleichen Sorgfalt, ob er weiß oder schwarz ist. Es gehört ins Kapitel der Kriegskrankenpflege insbesondere auch die Fürsorge für unsere Verwundeten unter diesen zahlreichen, täglich neuauftretenden Schwierigkeiten, die den Ärzten ihre Tätigkeit in Afrika so sehr erschwerten. Mancher äußerte sich dahin, es sei kaum mehr zu verantworten, daß sie ihren ärztlichen Beruf noch weiter ausführten, weil ihnen fast alles fehlte, was in den heimischen Verhältnissen als unbedingt notwendig zur Krankenpflege erachtet wurde. Das Kapitel über unsere Ärzte ist ein hohes Lied auf deutsche Tüchtigkeit, auf deutsche Aufopferung, auf deutsche Treue.

Nach schweren Gefechten mußte entschieden werden, ob es sich lohnte, die Schwerverwundeten mitzunehmen, oder ob sie zurückgelassen, dem Feinde zum Abtransport übergeben werden mußten. Diese Frage trat besonders dringend in den letzten Jahren an uns heran, da wir nicht genügend Träger hatten, um alle, die monatelanger Pflege bedurften, mit uns zu führen, und es war uns schmerzlich, daß man tüchtige Kameraden, weiße wie schwarze, dem Feinde übergeben mußte und sie für uns für immer aus-

fielen. Teils war man sich nicht sicher, ob der Verwundete den weiteren Anstrengungen der Märsche gewachsen war, teils war es ungewiß, ob die Engländer unseren Kameraden die nötige sorgsame Pflege zuteil werden ließen, die sie durch die Tüchtigkeit unserer Ärzte genossen hätten. Aber es gab in vielen Fällen nur die Möglichkeit, sie zusammenzulegen und unter Aufsicht eines unserer Stabsärzte dem nachdrängenden Feinde zu übergeben. Alle diese von uns aus solchen Gründen Zurückgelassenen meldete der Gegner stets als seine Gefangenen, die er im Gefecht gemacht hätte, transportierte sie auf seinen Stappenstraßen mit Automobilen zurück in die nächstgelegene Hafenstadt an die Küste und zumeist nach Daresalam. Dort war es den Verwundeten eine längere Zeit des Krieges beschieden, einen deutschen Stabsarzt zu haben und von unseren Schwestern gepflegt zu werden. Immerhin ein Lichtblick für die Armen! Meine Frau war als Schwester des öfteren Zeuge, wie rührend dankbar und froh unsere Kameraden über die deutsche Pflege waren. Wenn sie einigermaßen ausgeheilt waren, wurden sie als Gefangene nach Indien, nach Ahmednagar, nach Ägypten in die Nähe von Alexandria oder Kairo überführt, um das Hospital freizumachen für die stets nachfolgenden Verwundetentransporte. Die verwundeten, abtransportierten Askari und Träger wurden nach ihrer Heilung fast ausnahmslos im Lande behalten, die Träger von den Engländern in ihre Dienste eingestellt und die Askari mit Versprechungen und Drohungen überredet, gegen uns zu kämpfen. Wenn sie sich weigerten,

was meistens der Fall war, in Gefangenenlager hinter Stacheldraht gesetzt oder aber, wenn sie bereit waren, Dienst zu tun, nach dem Sudan geschickt, um gegen englische Aufständische zu fechten.

Nach der langen Regenzeit im Frühjahr 1917 hatten unsere Abteilungen Kilwa, Liwale, Mahenge und Lindi erreicht. Der Norden der Kolonie war in Feindeshand. Die Bahnen, die wir beim Verlassen des Nordens und Mittellandes gründlich zerstört hatten, waren monatelang für den Gegner unbrauchbar. Er hatte, durch die Regenzeit gestört, seine Truppen und Etappen nur langsam vorschieben können und begann erst im Mai mit erneuten Angriffen seine Tätigkeit. Der Kommandeur hatte inzwischen in dem Gebiet, das uns noch zur Verfügung stand, soviel Verpflegung stapeln lassen, daß wir der kommenden schweren Zeit getrost entgegensehen konnten. Unsere Patrouillen hatten festgestellt, daß der Gegner uns die ergiebigen Gebiete im Hinterland von Kilwa und Lindi zu nehmen beabsichtigte, so daß General v. Lettow, auf diese feindlichen Unternehmungen gerüstet, sich bei Kilwa wie bei Lindi dem Gegner stellte. Es entspannen sich heftige Gefechte, desgleichen im Westen der Kolonie bei Mahenge und im Südwesten bei Ssongea. Eine unserer Abteilungen unternahm einen Zug ins Portugiesische über den Rowuma und zog einen größeren englischen Trupp hinter sich her. Eine andere ging durch die Gebirge von Langenburg, nach Norden durchbrechend, und lenkte auch dadurch eine englische Kampftruppe von ihrem Hauptziel ab. Dieses bestand, wie schon

so oft, in der Einkreisung unserer Streitkräfte, in der Zerstörung unserer Verpflegungsbasis, wurde aber immer wieder dadurch zunichte gemacht, daß unsere einheitliche Führung die Engländer vor neue Aufgaben stellte. An der Front standen noch ca. 500 Europäer und 5000 Askari. Es kam noch eine ganze Anzahl nicht felddienstfähiger Europäer und Askari hinzu, die zum Schutz der überall zerstreut liegenden Magazine, Stappen und Aufkaufsposten verwendet wurden. Der englischen Führung stand jedwedes Kriegsmaterial zur Verfügung. Sie hatten außer ihren zahlreichen europäischen und eingeborenen Truppen, die sie ständig ablösten, Artillerie, Minenwerfer, Kavallerie und Flieger, und vor allem die freie Küstenschiffahrt, die es ihnen ermöglichte, ihre Truppen zwischen Kilwa und Lindi zu verschieben, je nachdem was sie unternahmen oder was wir ihnen vorschrieben. Unsere Patrouillentätigkeit war unausgesetzt rege und hat dem Gegner besonders zu diesen Zeiten weit größeren Schaden getan, als er je zugestehen wird.

Im Sommer 1917 war das Gefecht von Narungombe eins der glücklichsten, in dem eine englische Division von über 6000 Mann von unserer Abteilung von 6 Kompagnien, die insgesamt 1000 Mann stark war, tagelang zurückgehalten und schließlich derart geschlagen wurde, daß sie für eine lange Zeit nicht mehr auf dem Kriegstheater verwendbar war. Die Engländer gaben selbst zu, daß sie an diesem Tage 1000 Tote und über 2000 Verwundete hatten. Bei dem Munitionsmangel, der damals schon recht fühlbar war, wurde es immer schwieriger, dem feindlichen An-

drang standzuhalten. Wenn einzelne Teile der Front sich verschossen hatten, drangen die Engländer, die genug Munition zur Verfügung hatten, dort ein, und es mußten frische Züge im Sturm vorgehen, um sie wieder zu vertreiben. Dieses Hin- und Herfluten wiederholte sich bis zum Abend des Tages, aber es gelang, den Gegner so zu schädigen, daß seine Kraft gebrochen war, ohne daß er einen Vorteil über uns errungen hatte. Unsere tapferen Truppen besaßen durchschnittlich am Schluß dieses Tages noch 25 Patronen pro Mann. Es war Siegesbewußtsein, aus dem heraus unser Unterführer mir die Worte schrieb, die ich über den Text dieses Büchleins gesetzt habe.

Auch an der Lindifront fanden günstige Gefechte statt. Trotzdem gelang es dem Gegner durch seine zahlreichen Verstärkungen an verschiedenen Stellen vorzudringen, und unser Gebiet wurde monatlich kleiner. Englische Truppen rückten mit starken Kräften den Mbemkurufluß hinauf und von Vindi das Lufuledital aufwärts. Am Mbemkurufluß kam es zu manchen schweren Gefechten. Die Verluste des Gegners waren groß, aber auch unsere waren nicht zu unterschätzen. Sie waren um so fühlbarer, weil wir keinen Ersatz hatten und weil die stark beanspruchten Kompagnien täglich immer wieder die harte Arbeit leisten mußten, ohne daß sie abgelöst werden oder sich ein wenig ausruhen konnten. Unsere Lazarette waren überfüllt mit Verwundeten, und das Verbandsmaterial, Chinin und die Munition nahmen in erschreckender Weise ab. Immer wieder wurden neue Ersatzmittel erfunden. Zu dieser Zeit wurden Baumrinden-

stoffe hergestellt, aus der zwischen der Rinde und dem Stamm eines bestimmten afrikanischen Baumes abgezogenen, dünnen Haut, die gut zubereitet und desinfiziert mit Erfolg verwendet wurde. Es wurden hohe Prämien gesetzt auf erbeutetes englisches Chinin, da unsere mitgeführte Chinarinde ihrem Ende entgegen ging. Auch war befohlen, jede Gelegenheit wahrzunehmen, Patronen zu erbeuten, und bei Gefechten den sparsamen Verbrauch derselben strengstens zu überwachen. Zu Jagdzwecken durften nur die 71er rauchstarken Gewehre benutzt werden.

Im Oktober 1917, löste der Kommandeur seine Kompagnien von dem Gegner am Mbemkurufuß und marschierte in Eilmärschen in die Gegend von Lindi, wo bei Mahiwa die dortige Abteilung, stark bedrängt, ihre Stellung nicht mehr zu halten vermochte. Wir kamen zur rechten Zeit, um den Umgehungen des Gegners unsere frischen Truppen entgegenzustellen. Die heftigen Kämpfe dieser afrikanischen Völkerschlacht ließen den englischen Oberbefehlshaber endlich erkennen, mit wem er es zu tun hatte. Diese Gefechte bei Mahiwa dauerten vom 15.—18. Oktober 1917. Unausgesetzt fochten unsere Kompagnien gegen einen 6—8fach überlegenen Gegner. Der ungeheure Munitionsaufwand des Gegners half ihm wenig, denn er mußte am 19. Oktober das Gefecht abbrechen und sich zurückziehen. Über 2000 Mann Verluste brachte ihm dies Gefecht, aber auch wir mußten schwer bezahlen und hatten ca. 600 Mann an Toten und Verwundeten. Der Kommandeur beließ eine schwache Abteilung bei Mahiwa, marschierte mit seinen Kompagnien zwei

Tagemärsche nach Westen, um den dort anziehenden Gegner zum Stehen zu bringen und griff ihn bei der Mission Lufuledi am 21. Oktober an. Auch dieser Angriff gelang. Der Gegner verlor an diesem Tage über 350 Pferde, Maultiere, zahlreiches Kriegsgerät und zog sich nach Nordwesten zurück. Unsere Truppen verblieben in dieser Gegend, die Hauptmacht bei Chiwata. Die starken Faustschläge nach rechts und links hatten uns Luft geschaffen und gaben eine 3—4 Wochen lange Ruhezeit.

Im November hatte der Gegner sich neu erholt und zog von allen Seiten konzentrisch gegen uns vor. Wir fochten an allen Fronten gleichzeitig und mußten während der Nacht die Stellungen wechseln, zugleich unsere letzten Magazinbestände hinter uns sammeln, um sie nicht dem überall drängenden Feind zu überlassen. Es war dieses eine äußerst kritische Zeit, weil wir nicht in der Lage waren, den starken Gegner mit unseren schwachen Kräften genügend abzuwehren und weil die täglichen Gefechte selbst bei sparsamster Verwendung unsere Munition schwinden ließen, so daß man sich das Ende unserer Kampfkraft ausrechnen konnte. In den Hospitälern lagen an Zahl fast mehr Verwundete und Kranke, als wir Fronttruppen hatten. Dazu der Mangel an Verpflegung, der Verlust einiger bedeutender Magazine und die Unmöglichkeit, bei den fortgesetzten Gefechten neue Vorräte zu stapeln oder die vorhandenen zu schützen. General v. Lettow mußte sich die Frage vorlegen, zu welchem Ende er den Kampf führte, wenn er, mit letzter Kraft dem Feinde Widerstand leistend, diesem

noch Verluste beifügen und sich ihm bis zur letzten Patrone stellen wollte, oder aber ob er sich entschließen mußte, den Kampf auf deutschem Gebiet abzubrechen und mit dem Rest seiner Truppe in das Portugiesische hinüberzugehen und somit die Engländer zu zwingen, ihm weiter zu folgen und weiteren Kraftaufwand zu treiben. Er entschloß sich zu letzterem und befahl, daß die 71er-Munition verwendet werden und die S-Munition lediglich für die Maschinengewehre reserviert bleiben mußte. 71er-Munition besaßen die Kompagnien zur Genüge, aber nur ein Drittel der Askari besaß 71er-Gewehre. Es war somit nur ein Drittel der ohnehin geringen Frontstärke verwendbar. Ein Zug focht mit den rauchstarken 71ern und mußte abgelöst werden durch die ohne Gewehr vorgehenden anderen Züge. Der Gegner hatte leichtes Spiel, mit seinen Minenwerfern sich auf unsere, durch die rauchstarken Gewehre leicht erkennbaren Stellungen einzuschließen, und unsere Verluste wurden von Tag zu Tag größer. Um mit der noch vorhandenen Verpflegung die kommenden Märsche in das unbekannte Portugiesische unternehmen zu können, mußten alle entbehrlichen Eßer abgestoßen werden. Der Kommandeur mußte sich entschließen, sämtliche Europäer und Askari, die nicht mehr voll felddienstfähig waren, zurückzulassen. Es waren schwere Tage nach den Gefechten bei Chiwata am Makondeplateau, als wir nicht nur unsere Verwundeten, sondern auch franke und schwächliche Kameraden zurücklassen mußten. Das waren pro Kompagnie über ein Drittel ihrer bisherigen Kopfstärke. Viele kamen und baten, man möchte sie mit-

nehmen, sie wollten lieber das Schwerste mit uns leiden als in englische Hand zu geraten. Aber wir hatten keine Träger mehr, um die Kranken zu tragen, und keine Verpflegung mehr, um solche, die fürs Gefecht nicht mehr zu gebrauchen waren, weiter erhalten zu können. Mitte November 1917 gelang es dem General v. Lettow nach vieltägigen Gefechten, während der Feind von allen Seiten um ihn stand, herauszumarschieren, mit allem, was er mitzunehmen wünschte, um England noch ein weiteres Jahr seinen Willen zu diktieren.

Ein englischer Oberst schrieb zu der Zeit in einem aufgefangenen Brief: „Die Deutschen kämpfen wundervoll und haben etwas so Großes vor, daß ich es nicht wage auszusprechen, aber ich weiß, es wird ihnen gelingen und wir werden wieder das Nachsehen haben.“ Dieses Große war der Durchbruch aus dem feindlichen Ringen mit den kampffähigen Kompagnien, pro Mann 100 Patronen und zehntägiger Verpflegung, mit aufgefüllten Verpflegungskolonnen und drei Lazaretten über das Makondeplateau, Nwala, an den Rowuma, der Grenze Deutsch-Ostafrikas, ohne daß der Gegner gemerkt hätte, wohin die Schutztruppe verschwunden war. Das war am 23. November 1917. Wir befanden uns an der Südgrenze unserer Kolonie, die wir nun gezwungen waren dem Feind zu überlassen. Die Kämpfe in der Kolonie hatten vom März 1916 bis zum November 1917 gedauert, also $1\frac{1}{2}$ Jahr. Unsere Stärke zu dieser Zeit waren 13 Kompagnien, durchschnittlich 100—120 Mann, ein kleines Geschütz, einige Kolonnen und drei Hospitäler, insgesamt 300 Europäer,

1700 Askari und ca. 3—4000 Träger. Wir zogen den Rowuma aufwärts und begegneten einer feindlichen, berittenen Abteilung, die nach kurzem Gefecht uns den Weg freimachen mußte. Die Verpflegungsverhältnisse waren schlecht, wir waren auf die zahlreichen Flußpferde angewiesen, die wir im Rowuma schossen, und deren Fett und Fleisch eine willkommene Gelegenheit war, unsere knappen Rationen zu strecken. Der General hatte die Meldung erhalten, daß am Einfluß des Lugenda, eines großen, vom Südwesten kommenden Nebenflusses des Rowuma, der Gegner sich mit ca. 2000 Mann eingeknistet hatte. Es war nicht sicher, ob es Portugiesen oder Engländer waren. Immerhin war die Gelegenheit nicht von der Hand zu weisen, Munition und Verpflegung zu erbeuten. Aus diesem Grunde überschritten wir am 25. November 1917 den kilometerbreiten Rowuma, bei Ngomano, und brauchten zu diesem Übergang drei Stunden. Das Wasser war brusttief, und die gesamte Schutztruppe konnte vom Gegner unbelästigt das südliche Ufer erreichen. Als die Vorhutkompanie übergesetzt war, sicherte sie gegen Ngomano und erkundete dort eine größere Befestigung mit einem daran anschließenden, ausgedehnten Lager. Wir befanden uns in dem Winkel, den der Rowuma und Lugenda auf der Westseite des Lugenda bilden, während das feindliche Fort auf der anderen Seite östlich des Lugenda lag. Die Erkundungspatrouillen sahen eine Kompanie aus dem Lager marschieren. Der General war der Meinung, daß ein Angriff erfolgen würde und entschlossen, denselben anzunehmen, weil dadurch der Gegner des Vorteils seiner festen

Stellung verlustig ging und uns günstige Gelegenheit bot, ihm im freien Feld zu begegnen. Es kam aber nicht zu einem Angriff. Der General mußte sich vielmehr seinerseits entschließen, die Offensive zu ergreifen. Eine Abteilung von drei Kompagnien beschäftigte den Gegner vom Westen über den Fluß herüber, während eine Abteilung den Lugenda südlich überschritt und Ngomano vom Südosten angriff. Wir erkannten sehr bald an dem hellen Klang der Gewehre, daß wir es mit Portugiesen zu tun hatten. Es dauerte kaum eine Stunde, da war die feindliche Stellung sturmreif, und die Kompagnien drangen von allen Seiten mit großer Entschlossenheit gegen das Lager vor, den Fluß überschreitend, mit dem lauten Ruf: „Heut' ist der Tag der alten Gewehre!“, sie meinten damit ihre 71er, die durch ihren lauten Knall ihnen das Gefühl der Überlegenheit über die kleinkalibrigen Portugiesengewehre zu geben schienen. Auch fehlten die Minenwerfer, ein Umstand, der uns wie eine Erholung nach den schweren Kämpfen der letzten Monate vorkam. Wir hatten verhältnismäßig geringe Verluste, während der Gegner, der über 1000 Mann stark war, fast restlos aufgerieben wurde. 200—300 Mann waren entkommen. Wir fingen über 30 Offiziere, ca. 75 Unteroffiziere und 400 eingeborene Soldaten. Die übrigen waren tot oder schwer verwundet. Dazu setzte der Tag uns in den Besitz von 6 Maschinengewehren, über $\frac{1}{2}$ Million Patronen, etwa 600—700 Gewehren, einer reichlichen Menge Medikamente, Verbandzeug, einiger Europäerverpflegung und einer größeren Anzahl guter Pferde. Leider waren die Vorräte an Ber-

pflege, insbesondere Eingeborenenverpflegung recht gering, so daß wir weiterziehen mußten, nachdem die Verwundeten durch die gefangenen Eingeborenen Soldaten, die wir nicht imstande waren zu ernähren, nach der nächsten vier Tage weiten portugiesischen Ansiedlung mit drei ihrer Ärzte entlassen waren. Desgleichen wurden die gefangenen portugiesischen Offiziere und Unteroffiziere entlassen, nachdem sie ihr Wort gegeben resp. geschworen hatten, daß sie in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland und seine Verbündeten kämpfen würden. Immerhin hatte das Eintreten ins portugiesische Land durch das glückliche Gefecht bei Ngomano in jeder Beziehung einen guten Anfang. Erstens hatten wir wieder Munition. Es fand sofort Umbewaffnung statt. Da S-Munition knapp war, wurden deutsche Gewehre vernichtet, und jede Kompagnie erhielt zur Hälfte portugiesische Gewehre. Sodann war der Eindruck auf die Askari günstig, da gleich die erste portugiesische Befestigung so restlos überwältigt wurde und sie einsehen lernten, daß die Portugiesen nicht unbesiegbar waren. Infolgedessen gelang es in den nächsten Tagen, noch weitere drei am Lugenda gelegene Befestigungen in unsere Hand zu bringen. Auf diese Weise wurden auch allmählich die Verpflegungsverhältnisse besser. Es herrschte bei Schwarz und Weiß eine ganz vorzügliche Stimmung, so daß wir Weihnachten mit allerlei schönen Sachen feierten und uns vorkamen wie belohnte Kinder, die eine harte, schwere Schulzeit hinter sich haben.

Engländer waren fern, und Portugiesen, die in der

Nähe waren, versuchten nach ihren anfänglichen Mißerfolgen nicht von selbst das Kriegsglück, im Gegenteil, sie bauten so beschleunigt ab, daß es unseren Patrouillen kaum mehr gelang, ihre Spuren zu verfolgen. Das portugiesische Gebiet ist nicht wie die deutsche Kolonie in geordneter Weise von einer fürsorglichen Regierung bearbeitet, im Gegenteil, man hat den Eindruck, als wenn die Regierung nur dazu da wäre, ihr Land an große kaufmännische Privatgesellschaften zu verpachten, und als ob es der Regierung einerlei wäre, was aus den Eingeborenen wird, wenn nur das Land, durch Europäer ausgezogen, auf die bequemste Art einen Vorteil bringt. So gibt es viele große Privatgesellschaften, die das ganze schöne Land gepachtet haben. Riesige Gebiete im Norden, die Company Nyassa vom Rowuma bis zum Zurifluß, die Company Mozambique, Company Zugella, Boror, Quabel, Sambesi, und so fort. Alle diese Privatgesellschaften zahlen der portugiesischen Regierung ihren Zins und haben nunmehr ihrerseits ein lebhaftes Interesse daran, Land und Leute, die ihnen vollständig überlassen sind, bis aufs äußerste auszunützen. Um sich gegen die bisweilen recht unwillig auftretenden Völkerstämme genügend zu schützen, oder auch, um ihnen gegenüber ihren Willen durchzusetzen, haben diese Gesellschaften sich ihre eigenen Truppen gebildet. Diese eingeborenen Soldaten, von portugiesischen Offizieren und Unteroffizieren geführt, sind schlecht und nach unseren Begriffen militärisch vollständig unbrauchbar. Überall im Lande haben die Companyen ihre kleinen Befestigungen errichtet und mit je 50—100 dieser Privat-

soldaten besetzt. Unbegreiflicherweise war dieses System auch für den Krieg beibehalten. Die portugiesische und englische Regierung glaubte dadurch ihre Grenze zu schützen oder unseren Vormarsch aufzuhalten, daß sie diese im ganzen Lande zerstreuten Befestigungen mit Besatzungen bis zu Kompagniestärke belegten. Damit war uns eine gute Gelegenheit gegeben, diesen Gegner einzeln zu überwältigen und jedesmal recht brauchbare Beute einzustreichen. Den Askari gefiel diese Art Kriegsführung ungemein, denn sie sahen, daß die Portugiesen ungeheuren Respekt hatten vor dem forschen Angriff unserer kampfgewöhnten Truppe; und vor allem hatten sie die unliebsamen Minenwerfer nicht zu befürchten. Schließlich war auch numerisch der Gegner nicht mehr so überlegen, wie wir es bisher gewöhnt waren. Dann erwartete sie nach getaner Arbeit reichliche Entschädigung in guter Beute, insbesondere auch Stoffe für ihre Frauen, die neue Kostüme dringend benötigten. Um die Verpflegungsverhältnisse einfacher zu gestalten, hatte General v. Lettow seine Truppe in drei Abteilungen auseinander geschickt. Der eine Teil operierte zwischen Lugenda und Rowuma. Das Kommando mit seinen Truppen blieb in der Gegend von Mtarika, Chirumba, während der dritte Teil nach Südosten in die Richtung von Medo auszog.

So stand es im Januar 1918, bis schließlich die Engländer, die gezwungen waren, alle ihre Truppen zu verschieben, ihre Stappen umzubauen, von neuem von Westen her uns entgegen traten. Es war dieses für unsere Askari eine unliebsame Überraschung, denn sie hatten sich eingebildet, daß

nunmehr der Krieg mit den Engländern zu Ende sei und südlich des Rowuma ein Ausruhen stattfinden könnte, unterbrochen von einigen kleinen portugiesischen Scharmücheln, die ihnen aus vorgenannten Gründen recht willkommen waren. Abteilung Tafel war von Mahenge unter schweren Gefechten langsam nach Süden zurückgegangen und wollte sich am Rowuma mit den Truppen des Generals vereinigen. Sie fanden nicht die genügende Verpflegung und kamen in die schwerste Bedrängnis, bis sie schließlich, durch Hunger gezwungen, sich Ende November 1917 den Engländern auslieferten. Es ging uns dadurch fast die Hälfte unserer Truppen verloren, denn 1000 Mann fielen damit aus. Eine kleine Patrouille von einigen 20 Offizieren, Unteroffizieren und Askari erreichten uns Ende Dezember am Lugenda, um dem Kommandeur Meldung zu erstatten über die Übergabe und das Schicksal ihrer sehnlichst erwarteten Abteilung. Anfang Januar setzten die Gefechte mit den englischen Kolonnen ein und wurden fortgesetzt in Stellungskämpfen bis Ende Februar in der Gegend von Luamballa am oberen Lugenda. Um diese Zeit machte es Mühe, die Askari zu beruhigen und sie zu überzeugen, daß sie unter allen Umständen auszuhalten hätten. Die günstigen Nachrichten, die wir von zu Hause, wenn auch spärlich, aufgingen, mußten uns und ihnen neue Hoffnungen machen und neue Kräfte entwickeln.

Wir waren gezwungen, unsere Karten selbst herzustellen und Auskunft einzuholen über das unbekannte Land, in das wir ziehen wollten. Unser Kartenmaterial war völlig

unzureichend. Über die portugiesische Kolonie war wenig, zum Teil gar nichts bekannt. Was wir an Karten in Ngomano erbeutet hatten, wies große, weiße Flecken auf. So waren wir angewiesen auf Aussagen der Eingeborenen, die man nach Orten und Entfernungen fragen mußte, nach den Himmelsrichtungen, den Flüssen, Verpflegungsverhältnissen und allem, was man wissen wollte. Jede Patrouille mußte Skizzen einliefern. Diese und die Aussagen der Eingeborenen ergaben allmählich ein ungefähres Bild über die nächsten Landstrecken. Solch ein Ausfragen ist nicht einfach und muß bei jedem Volksstamm in anderer Weise vor sich gehen. Man fragt z. B.: „Wo liegt das nächste Dorf, und wie heißt es?“ Der Betreffende zeigt mit dem Arm die Himmelsrichtung und sagt, daß man bei Sonnenaufgang aufbrechen, dreimal unterwegs schlafen, bei Sonnenuntergang ankommen kann. Das sind 4 Tagesmärsche, der Tagesmarsch zu 6—8 Marschstunden gerechnet. Oder er zeigt mit dem Arm den Winkel, in dem die Sonne bei Ankunft des Boten am Himmel steht, so daß bei einiger Übung auf Stunden genau die Entfernung festzustellen ist. Es wird weiter gefragt, wie oft unterwegs Wasser gefunden wird, ob und wieviel Leute im nächsten Dorf wohnen resp. ob viel Verpflegung zu erwarten, welcher Art diese Verpflegung sei, ob Mais, ob Mtama uff. So erhielten wir ein Bild der Gegend, in die wir marschieren wollten. Auch war uns durch Europäer, die vor dem Kriege in der portugiesischen Kolonie gearbeitet hatten, bekannt, daß die südlicheren Gegenden bessere Verpflegungsverhältnisse versprachen.

Daher entschloß sich der Kommandeur, vom Eugenda nach Süden zu ziehen. Die Regenzeit im Jahre 1918 war nicht ausgiebig und verschaffte uns leider nicht, wie im Vorjahr, die erwünschte Ruhepause, da der Gegner verhältnismäßig schnell seine Stappelinien hinter uns herzog. Den März und April über lagen wir in der Gegend von Nanungu, während zahlreiche Kampfspatrouillen den Gegner suchten und schädigten, nach Osten zu gegen die Küste viele portugiesische Befestigungen nahmen und gute Beute machten. Im Mai fanden wieder größere Gefechte statt, und die englischen Kolonnen waren von der Küste her, vom Norden und vom Westen so dicht herangerückt, daß ein längeres Halten unserer Stellung bei Nanungu nicht möglich war. In langsamen Rückzugsgefechten zog sich die Truppe an den Lurifluß und über denselben nach Südosten in Richtung der Inaguberge, stets gefolgt von englischen Bataillonen. Zu dieser Zeit gestalteten sich unsere Märsche folgendermaßen:

Voraus zog eine gute, schnelle Kampftruppe und nahm einige portugiesische Befestigungen. Es folgte das Kommando mit einigen Kompagnien und Lazaretten, während die Nachhut täglich fechtend die nachdrängenden englischen Abteilungen zurückhielt und somit der erfolgreichen Tätigkeit der Vorhut Zeit verschaffte. Das bessere Teil hatte die Vorhut erwählt, während die undankbare Aufgabe der Rückzugsgefechte nicht zu den Freuden des Daseins gehörte. Die Engländer hatten allmählich erheblich zugelernt. Wenn unsere Kompagnien Stellungen an der Straße einnahmen, so tat uns der Gegner in den seltensten Fällen den Gefallen,

gegen diese im Angriff vorzugehen. Er war durch seine zahlreichen Verluste, die er anfangs durch dieses Verfahren erlitten hatte, dazu gekommen, nur mit schwachen Kräften uns frontal zu binden, während zur selben Zeit zu beiden Seiten der Straße seine Umgehungsabteilungen vormarschirten, die nur den einen Zweck hatten, hinter unserem Rücken sich auf der Straße festzusetzen, den Rückweg abzuschneiden, Munition und Gepäck fortzunehmen und unsere Stellung unhaltbar zu machen. So waren auch wir gezwungen, wenn wir zurückgingen, die Straße zu vermeiden, einen großen Bogen zu schlagen, um wieder mit dem Haupttrupp der Nachhut Verbindung aufzunehmen. Es kamen häufig allerlei unliebsame Überraschungen vor, daß unsere Meldungen abgefangen wurden, daß die Verpflegungsträger dem Feind in die Hände fielen oder auch, daß unser ganzes Gepäck verloren ging.

Was das heißt, kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß der Einzelne nur besaß, was er in seinen spärlichen Lasten bei sich trug, daß keiner imstande war, sich die notwendigsten Bekleidungsstücke zu ergänzen, außer wenn es ihm gelang, eine gute, englische Beute zu machen. Das Kriegsglück wechselte auch in dieser Beziehung, und manche Europäer haben drei-, viermal ihre Habe verloren, um schließlich nach einem glücklichen Gefecht alles in der schönsten und neuesten Aufmachung wieder zu erbeuten, dann ein andermal die ganze Herrlichkeit mit einem Schlage wieder zu verlieren. Es gehörte zu dem täglichen Unterhaltungsstoff am Lagerfeuer, wer wieder mal von diesem Unglück betroffen war, oder man beneidete

einen Glückspilz, der unerlaubt viel Wäsche, Kleider oder schöne Stiefel „geerntet“ hatte. Kurz, man kann nicht sagen, daß wir jemals Langeweile gehabt haben. Es war erfreulich, wie gut die Kameradschaft über diese Wechselfälle hinweghalf, wie schnell ein ganz verarmter Kamerad von seinen Freunden das Notwendigste wieder erhielt, und wie man immer noch in der Lage war, wenn man seine Bestände musterte, demjenigen allerlei Nützliches abzugeben, der froh war, einen Löffel und eine Gabel, ein altes Hemd, ein kleines Stückchen Seife oder dergleichen in Empfang nehmen zu können. Im Mai tat der Gegner einen guten Fang, indem er zahlreiches Gepäck einer ganzen, weiter vorn fechtenden Abteilung überfiel und fortnahm. Es war schwierig, den vollständig all ihrer Habe beraubten Europäern über die ersten Tage hinwegzuhelfen. Aber es dauerte keine Woche, so hatten die meisten bereits das Notwendigste und konnten wieder ausziehen, um sich ihrerseits am Gegner schadlos zu halten. Es gelangen um diese Zeit einige gute Patrouillengefechte, u. a. wurde ein Artillerietransport des Gegners mit Geschützen, Bespannung und Munition überrascht und vollständig vernichtet.

Das portugiesische Land ist in seiner ganzen Beschaffenheit durchaus andersartig wie Deutsch-Ostafrika. Es ist sehr wasserreich und von Norden bis Süden mit vulkanartigen Gebirgsstöcken durchsetzt. Diese Berge, die ganz unvermittelt aus der Ebene emporragen, sind meistens kahl und haben die eigenartigsten Formen. Sie ermöglichen eine gute Orientierung auf weite Entfernungen, denn

sie sind durch ihre verschiedenartige Formation leicht voneinander zu unterscheiden. Ein Berg von 2—3000 m Höhe bietet über das buschige, stark bewachsene Gelände guten Überblick. Wir hatten uns darin geübt, an dem Rauch der Lagerfeuer die Ausdehnung und Marschrichtung der englischen Kolonnen zu erkennen. Jede Veränderung wurde durch die Bergposten gemeldet. Am besten sah man morgens und gegen Abend den in der feuchten Luft schwer lagernden Rauch. Neben den Patrouillenmeldungen, die Aufklärung über den Feind brachten, waren diese Rauchmeldungen von großer Wichtigkeit, denn wir durften dem Gegner nur begegnen, wenn wir es für wünschenswert hielten. Im übrigen lag es in unserem Interesse, ihm durch unser Hin- und Herziehen seine Pläne zu stören und seine Truppenentwicklung zu erschweren.

Wir haben am Schluß des Feldzuges von englischen Offizieren gehört, daß General v. Lettow die Ehre hatte, gegen 146 Generäle zu kämpfen. Das portugiesische Gebiet war in Militärbezirke eingeteilt. Es war Aufgabe des betreffenden Generals, sich mit uns zu beschäftigen resp. mit seinen Nachbarbezirken zusammen die berühmte Einkreisung zu vollziehen, wenn es uns gefiel, durch seinen Machtbereich zu marschieren. In Daresalam und allerorten wurde dann von solchen Einkreisungen gesprochen, Tag und Stunde vorhergesagt, wann die englischen Truppen die Falle schließen würden und die deutsche Maus gefangen sei. Diese Prophezeiungen haben in England zu den größten Wetten Anlaß gegeben. In Briefform kam ein Scherzartikel in den Straßen

Londons zum Verkauf, mit der Aufschrift: „Wo ist Lettow?“ Wenn man den Brief öffnete, so waren alle Seiten leer, nur auf der letzten stand: „Er ist grad wieder entwich!“

Der General hat sich oft absichtlich lange an einem Punkt gehalten, um alle feindlichen Kolonnen, wenn sie zum Angriff sich konzentrisch gegen ihn versammelten, auf sich zukommen zu lassen und zu zwingen, ihre Stappenlinien hinter sich herzuführen, umzubauen und neu einzurichten. Wenn dann unsere Patrouillen festgestellt hatten, daß alles um uns herumstand, und wenn es im englischen Hauptquartier bestimmt war, an welchem Tage der Krieg ein Ende nehmen würde, so war die Rechnung meist ohne den Wirt gemacht. Der Kommandeur zog sich stillschweigend mit seinen Truppen, Kolonnen, Lazaretten und allem, was dazu gehörte, jedesmal aus solcher Falle, indem er ohne Weg und Steg bei Nacht ausbrach und in eine Richtung marschierte, die meistens der vom Feind angenommenen entgegengesetzt lag. Bisweilen ging's gut und ohne Gefecht. Es kamen aber auch Tage vor, an denen wir gründlich zu tun hatten, um die eine oder andere Kolonne abzuwehren, die uns unsere Absichten stören wollte.

Je weiter wir nach Süden kamen, um so einträglicher wurde das Geschäft. Als es nach manch harten Rückzugsgesechten wieder dringend nötig war, Munition zu erbeuten, ergab sich dazu gute Gelegenheit in der Nähe von Quelimane bei der großen Pflanzung der Company Boror und der Station Nhamakurra. Einige Tage zuvor hatten Vorhutkompagnien die Pflanzung der Lugella-Gesellschaft im

Gefecht genommen und dort erfahren, daß in der Nähe drei portugiesische und zwei englische Kompagnien unserer warteten, resp. große Munitions- und Verpflegungsmagazine zu schützen beabsichtigten. Am 3. Juli griff die Vorhutabteilung die drei portugiesischen Kompagnien an, schlug sie, erbeutete zwei Geschütze und ca. 100 000 Patronen, dazu eine Zuckerfabrik mit reichen Beständen und Europäer- und Eingeborenenverpflegung. In der Nähe an der Station dieser Pflanzung lagen die englischen Kompagnien, wurden von der nächsten eintreffenden Abteilung umstellt, nach zweitägigem Gefecht gestürmt und aufgerieben. Der Rest, der bei dem Sturm zu entkommen suchte, wurde in den Fluß gejagt und ertrank bis auf wenige, die von der Niederlage der erschreckten Stadt Quelimane Meldung brachten. Durch dieses Gefecht wurden sechs Maschinengewehre, über 300 000 Patronen, einige hundert Gewehre, eine große Menge Kriegsausrüstung und ein umfangreiches Magazin Konserven, Wein usw. erbeutet, so zahlreich, daß es unmöglich war alles mitzuführen. Es war ein Freudentag für jedermann. Europäer wie Askaris kleideten sich von Kopf bis zu Fuß neu ein, vervollständigten ihr Gepäck, ihre Wäsche, ihre Lebensmittel und nahmen noch manchen Trank mit. Über 5000 l absoluter Alkohol wurden in den Fluß geschüttet. Es war günstig, daß an diesem Tage der Feind so gründlich aufgerieben und kein neuer in der Nähe war, denn die Truppen hatten mit den Aufräumarbeiten voll zu tun, und der ungewohnte Genuß heimischer Alkoholen gab dem Ganzen den Anstrich eines großen Volksfestes. Während alles

feierte und fröhlich war, kam von Quelimane eine große Pinasse und landete an dem Magazin im Glauben, daß dort noch Engländer im Gefecht lagen. Dieser Pinasse entstieg ein englischer Arzt mit einigen Lasten Medikamenten und brachte uns noch 200 000 Patronen. Wir forderten ihn auf, sich mit an den Abendbrottisch zu setzen, und zu erzählen, wie man in Quelimane über unser schlechtes Benehmen bei Rhamafurra und Cocosani dächte, und ob dort noch Truppen lägen, die uns eventuell am nächsten Morgen einen Gegenbesuch abzustatten gedächten. Der englische Herr war sprachlos. Statt seiner berichtete sein kleiner Boy unbefangen und zutraulich, daß in Quelimane zwar keine englischen Truppen lägen, wohl aber Schiffe angekommen seien, die voraussichtlich Truppen landen würden. Wir hatten den nächsten Tag vollauf zu tun, um die erbeutete Munition auf unsere Kompagnien zu verteilen. Die gefangenen englischen und portugiesischen Askaris mußten uns mithelfen abzutransportieren, was wir für unsere Leibesnahrung und Notdurft mitzunehmen gedachten.

Da die Engländer nach allem, was wir wußten, erwarteten, daß wir nach Süden zu ziehen beabsichtigten, und alle ihre Truppenbewegungen danach eingesezt hatten, taten wir ihnen diesen Gefallen um so weniger, als auch der große Sambesifluß uns wahrscheinlich ein unüberwindliches Hindernis entgegengesetzt hätte und wir in eine Sackgasse gelaufen wären, wenn wir weiter in der bisherigen Weise nach Süden gezogen wären. Wir kehrten ungefähr auf demselben Wege nach Norden um und marschierten in nord-nordöstlicher

Richtung bis in die Gegend der Boma Namirruë. Dort hatte unsere Vorhutabteilung ein Gefecht an einem steinigen Berg, auf dem ca. zwei englische Kompagnien die Stellung verteidigten. Während unseres Marsches nach Namirruë hatte sich eine englische Kolonne parallel mit uns in derselben Richtung bewegt und kam bei Namirruë auf der großen Straße westlich von uns zur selben Zeit an, als unsere Kompagnien eben dort liegend abwarteten, was die Erkundung des Kommandeurs für weiteren Befehl zur Folge haben würde. Die Engländer wußten nicht, daß wir zwischen ihnen und dem Felsenberg lagerten. Es entspann sich ein Gefecht mit der westlichen Abteilung, welches damit endete, daß dieselbe über Nacht geschlagen war und wir einen Minenwerfer erbeuteten, den wir am nächsten Tage anwenden konnten, um im Verein mit unseren Geschützen und Maschinengewehren die Felsenstellung zu beschießen und schließlich zu stürmen. Es sah auf dem Berg nach diesem Gefecht recht unbehaglich aus. Die Pferde der berittenen Kompagnien waren durch unsere Maschinengewehre schon in den ersten Tagen erschossen und verwesten schnell in der unbarmherzigen Tropensonne, einen pestilenzialischen Geruch verbreitend.

Der englische Führer der westlichen Abteilung war mit neun seiner Offiziere gefangen und mußte in unserem Lager miterleben, wie wir von einem Gefecht ins andere rückten, ohne daß viel von den Truppenbewegungen zu spüren war. Die englischen Gefangenen fanden auf unserm Mittagstisch die guten Vorräte, die wir ihnen einige Wochen vorher bei

Mhamafurra abgenommen hatten. Ich erklärte ihnen, daß es nicht immer so reichlich zugehe und daß wir diese guten Tage nur ihnen zu verdanken hätten.

Darauf erzählte mir der englische Führer, wie seine Kompagnien in einem anderen Falle von unserem Gepäck, das ihnen in die Hände gefallen war, gut gelebt hätten. Da ich den Befehl erhielt, an dem Sturm auf den Berg teilzunehmen, bat ich die Herren, sich nicht stören zu lassen, meine Boys würden ihnen den Nachmittagskaffee servieren, sie möchten Platz behalten, wir würden nunmehr auf der anderen Seite die angefangene Arbeit vollenden und einen kleinen Nachmittagssturm auf den Berg unternehmen. Nach spätestens einer Stunde müßte die Sache erledigt sein, denn ihr guter Minenwerfer müsse uns helfen, und wir hofften noch vor Abend die Arbeit getan zu haben. Wir zogen zu der 10 Minuten entfernten Stellung und überließen die Engländer in unserem Lager ihren Betrachtungen über diese geschäftsmäßige, ruhige Auffassung unserer täglich sich wiederholenden Kampfhandlungen. Die Beschießung des Berges hatte so guten Erfolg, daß der Sturm in einer Stunde beendet war, wobei allerdings ich einen Schuß durch den Unterschenkel erhielt, und zu der angesagten Zeit, wenn auch schwer verwundet, in meinem Lager wieder eintraf. Nach Vinderung der ersten Schmerzen konnte ich meine Gäste bitten, sich nicht stören zu lassen und mit mir das Abendbrot zu teilen.

Der gefangene englische Oberst äußerte später, daß ihm zu dieser Zeit Bedenken gekommen waren an einer glücklichen

Beendigung des Feldzuges zugunsten der Engländer; denn da unser Kommandeur seine Leute zu solchem Gleichmut erzogen hätte, würde es den Engländern kaum gelingen, diesen kampfgewohnten Truppen das Handwerk zu legen. Er war voll Erstaunen über all die Dinge, die er in den folgenden Monaten miterlebte und hat uns des öfteren seine Bewunderung gestanden für die Art, wie General v. Lettow mit seinem Gegner fertig wurde, wie er lautlos ohne Weg und Steg die großen Märsche durch Afrika machte, wie er es verstand, Zusammenstöße zu vermeiden oder Gefechte zu führen und nach denselben, als ob nichts vorgefallen wäre, weiter marschierte. Dieser Engländer behauptete, daß kein anderes Volk der Erde imstande gewesen wäre und imstande sein würde, so unausgesetzte Strapazen zu ertragen, aus den unzureichenden Mitteln des Landes sich seine Wehrkraft neu zu formieren und einen mit allen modernen Kampfmitteln versehenen Gegner jahrelang so zu fesseln und ihm solchen Widerstand zu leisten. Er gab zu, daß das nicht nur sportliche Leistungen des Einzelnen sein könnten, sondern daß das die glühende Vaterlandsliebe und die große Begeisterung für eine heilige Sache wäre, die jeden der in der Schutztruppe fechtenden Europäer in den Stand setzte, allen Anforderungen der Gefechte im afrikanischen Klima gerecht zu werden, und die auch die Eingeborenen befehlte, die wie wir alle die gleichen Mühen auf sich nähmen.

Die gefangenen Engländer mußten alle Märsche mit uns machen und unter denselben Bedingungen leben, unter

denen wir lebten. Wenn wir durch Beute unsere Verpflegung aufbessern konnten, so erhielten auch sie ihr Teil. Wenn wir schlechte Zeiten durchzumachen hatten, so konnten wir ihnen nichts weiter geben, als wovon wir lebten, und es wurde ihnen nicht leicht, all ihre gewohnten Ansprüche aufzugeben und sich an die einfache Lebensweise und die anstrengenden Märsche unserer Truppe zu gewöhnen. Für uns waren die Gefangenenlager ein großer Ballast. Aber es war nicht möglich jemand zu entlassen. Da der englische Oberbefehlshaber verboten hatte, daß seine Offiziere und Unteroffiziere ihr Ehrenwort gaben, nicht wieder gegen uns zu fechten, marschierten diese Gefangenen mit uns bis zum Schluß.

Die englischen Abteilungen hatten inzwischen ihre Truppen wieder an der Küste heraufgezogen und waren von Mozambique aus erschienen, um unseren Weitermarsch nach Norden zu stören. Der General wandte an dieser Stelle die zuvor erwähnte Taktik an, ließ sie sich versammeln, um schließlich nach Westen auszubiegen und in langen Märschen nach Norden zu ziehen. Anfang August genossen wir die letzte ungewohnte Ruhepause von 10 Tagen, dann marschierten wir über drei Monate ohne Unterbrechung. Die einzige Abwechslung gewährten Gefechte mit Kolonnen, die uns den Weg verlegen wollten. Ohne Straßen, quer durch ungangbares Gelände, durch Flüsse und über felsiges Gestein, durch dichtes Gebüsch, bei Tag und oft bei Nacht, bewegten sich lautlos sechs Kolonnen nebeneinander her. Wenn um die Mittagszeit Lager geschlagen wurde, zogen Patrouillen aus

gegen den Feind aufzuklären, Verpflegung zu suchen und Wild zu schießen. Zu dieser Zeit führten wir noch Antennen mit uns, die täglich aufgebaut, über Nacht Nachrichten ausnahmen von Reutermeldungen, vor allen Dingen aber auch feststellten, aus welcher Richtung feindliche Feldstationen hörbar waren. Diese Wahrnehmungen waren dem Kommandeur besonders wichtig, um danach Vorhandensein des Feindes und die Richtung seiner Anmärsche zu erkennen. Wie der uns nachfolgende Feind die Schneisen entdeckte, die wir für unsere Antennen zu schlagen gezwungen waren, gab er seine Telegramme nicht mehr des Nachts, sondern tagsüber, wenn er wußte, daß wir marschieren mußten. Er ließ uns, um die Fühlung nicht zu verlieren, durch Eingeborene oder durch seinen sogenannten intelligence service verfolgen. Auf diese Art hatte er stets Nachrichten, wohin wir marschierten, und was wir unternahmen. Es gelang ihm mehrere Male, uns unterwegs empfindlich zu stören. Er überfiel unsere im dichten Busch marschierenden Kolonnen und Hospitäler, so daß wir viele Munitions- und wertvolle Sanitätslasten verloren. Durch den monatlichen Verlust von 16—20 Europäern und der entsprechenden Anzahl eingeborener Soldaten, sah sich der Kommandeur gezwungen, um seine Streitkräfte und die Marschfähigkeit der Truppen zu erhalten, größere Gefechte zu vermeiden. Fast alle Schwerverwundeten mußten wir dem Feind überlassen. Als wir den Rowuma überschritten und wieder unsere Kolonie betraten, war unser Häuflein zusammengesmolzen auf ca. 200 Europäer und 1000 Askari.

Vom November 1917 bis September 1918 waren wir durch das portugiesische Land gezogen. Bei einem Rückblick auf diese Zeit kann man sagen, daß sie schön war, voll guter Erfolge und interessant durch mancherlei Gegensätze. Wir kamen aus dem Mangel in die Fülle und aus der Fülle in den Mangel, wußten fast nichts von dem Land, als wir es betraten, waren aber umhergezogen wie in bekannten Gefilden. Die Absicht des Generals, die Engländer auch dorthin auf sich zu ziehen, war gelungen. Allerorten im Lande waren zahlreiche Kolonnen in Bewegung, und nirgends war es dem Gegner gelungen, das oft versprochene Ende des Krieges herbeizuführen. Wir hatten ein schönes, fruchtbares Land kennen gelernt und waren Zeugen gewesen, wie die Portugiesen die Engländer hassen und die Engländer die Portugiesen verachten lernten. Die Portugiesen waren unsere besten Bundesgenossen, denn sie lieferten uns mehr, als wir je von ihnen hätten erwarten können, wenn sie auf unserer Seite gestanden wären. Wir brauchten ihnen unsere Schuld nicht zu bezahlen, sondern waren in der angenehmen Lage, nur die Nehmenden zu sein und überließen die Abrechnung für dieses kostbare Jahr der englisch-portugiesischen Regierung.

Unter unseren Askari und Trägern herrschte eitel Freude, als wir den Rowuma an seinem Oberlauf nach Norden überschritten und wieder auf deutschem Gebiet standen. Sie hatten das Jahr vorher, als wir unser Land verließen und in die unbekanntes Gefilde zogen, befürchtet, daß der Kommandeur sie nun dem Verderben entgegenführen würde.

Sie hatten aber in diesem Jahr allerlei Erfreuliches erlebt, und unser Häuflein war, wenn auch um $\frac{1}{3}$ zusammengesmolzen, doch recht guter Dinge im Rückblick auf die Vergangenheit. Die Eingeborenen haben die Gewohnheit, ihre Führer mit typischen Namen zu benennen. Sie wählten sich an diesem Tage für den Kommandeur als Zeichen ihrer Anerkennung, daß er wieder zurückgefunden aus dem fremden Lande in das eigene und zum Beweis ihres Vertrauens auf die Zukunft den Namen „Bwana mkubwa ya akili mingi“, das ist „der große Herr mit vielem Verstande“.

Der Übergang über den Rowuma vollzog sich am 30. August 1918. Der General marschierte mit seinen Truppen in nördlicher Richtung in die Gegend von Ssongea und an Ssongea vorbei in die Berge von Langenburg. Dies waren ununterbrochene Marschleistungen vom 10. August bis 13. November mit kaum einem Ruhetage. Weil der Gegner seine Kolonnen von allen Seiten angelegt hatte, war es notwendig, in Marsch zu bleiben, denn unser Patronenvorrat vertrug keine langen Gefechte.

Charakteristisch war eine Bemerkung der Schwarzen über diese wegelosen Märsche. Eine alte Charge sagte zu einem Kameraden: „In diesem Jahre sind die Deutschen ganz verrückt geworden. Hast du den General gesehen? Was glaubst du, was er in seiner Tasche trägt, die ihm an der Seite hängt?“ Darauf der andere: „Darin wird er seine Marschverpflegung haben.“ „Nein,“ sagte der erste „das Essen hat er sich längst vollständig abgewöhnt, Verpflegung trägt er nicht bei sich, wohl aber hat er dort

seine Karten, und wenn eine Marschpause eintritt, setzt er sich unter einen Baum, nimmt diese Karten heraus und schaut lange Zeit hinein. Sodann ruft er „Milla!“ (soll heißen Hauptmann Müller) und sagt zu ihm: „Wir marschieren in dieser Richtung,“ dabei gibt der General mit dem Arm die Richtung an. „Milla“ sagt dann: „Zu Befehl, Herr General,“ gibt seinen Kompagnien Marschbefehl, und wenn die Bäume, die im Wege stehen, nicht gar zu dick sind, werden sie umgerannt.“ So marschierten denn die Kompagnien der Vorhut, wenn der Busch zu dicht war, mit dem Seitengewehr in der Hand, um für sich und die Nachfolgenden, besonders die Lazarette, den Weg zu bahnen.

In der Höhe von Ssongea auf der Straße nach Wiedhafen hatten wir Anfang September 1918 ein kurzes Gefecht mit einigen englischen Kompagnien, die dort zufällig mit uns zusammentrafen. Dann ging der Marsch weiter, und wir wunderten uns über die menschenleere Gegend, die doch sonst in besseren Zeiten sehr stark besiedelt war. Die Lösung dafür gaben uns zitternd vor Angst einige Leute, die vor uns flohen und denen die Engländer, wie allem Volk in dieser Gegend, gesagt hatten, sie sollten das Weite suchen, es kämen die Deutschen, die sich nur von Menschenfleisch nährten. Auf diese Art glaubten die englischen Behörden uns das Leben erschweren zu können, besonders auch dadurch, daß sie den Eingeborenen befahlen, alle Verpflegung zu ihnen zu bringen oder, was sie nicht wegzubringen imstande wären, wenigstens vor den Deutschen

zu verstecken. Unsere Askari mußten oft lange suchen, bis sie diese Verstecke auffindig machten oder einige Leute antrafen, die uns Trägerdienste leisten konnten. In jener Gegend aber begannen trotzdem unsere Verpflegungsverhältnisse insofern besser zu werden, als wir das dortige Vieh auffindig machten und imstande waren, die mangelnden Zerealien durch Fleisch zu ergänzen. Oft brachten uns die ausgesandten Patrouillen Rinderherden ein, so daß pro Kompagnie schließlich ca. 100 Stück Vieh mitgeführt wurden. Dadurch erhielten wir auch die für uns selten gewordene Zugabe an Milch; täglich $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Liter pro Mann.

Die Gegend war besonders in der Höhe von Langenburg gesundheitlich ausgezeichnet. Das Hochplateau erreicht dort Höhen bis zu 2000 m. Weithin übersehbar bietet diese Gegend landschaftlich ein Bild von seltener Schönheit. Das Klima ist für den Europäer erträglich. Für uns war die Kühle des Abends und die Kälte der Nacht eine Erholung willkommenster Art. Europäer wie Askari genossen die Märsche in dieser Zeit und die interessante Abwechslung, die uns diese Gegend bot. Einer unserer Buren, ein guter Kenner des Farmbetriebes, behauptete, daß hier ungezählte europäische Ansiedlungen mit Erfolg bestehen könnten, daß er selbst am liebsten seine schöne am Westkilimandjaro gelegene Farm aufgeben würde, um in Zukunft sich in diesen Hochländern Langenburgs anzusiedeln. Eine große Anzahl Missionen hatten sich daher auch schon seit langer Zeit in diesen Gebieten niedergelassen, wir zogen oftmals über Anlagen dieser sauber gebauten, heimatlich anmutenden Missionsstationen, die alle

vollständig verlassen dalagen. Die Engländer hatten die deutschen Missionare, wie im ganzen Lande, so auch aus dieser Gegend, von ihren Stationen abtransportiert, alle blühende Missionsarbeit war unterbrochen und eingestellt. Die Eingeborenen sogar waren so vollständig verschwunden, daß wir mit Recht annahmen, die Engländer hätten vor unseren Märschen gründlich die Gegend durchstreift und dafür gesorgt, daß uns niemand begegnete, von dem wir irgendeinen Vorteil zu erwarten haben könnten. Es ist den Engländern in dieser Beziehung nicht gelungen, uns Schwierigkeiten zu machen, denn wenn wir auch nicht viel Getreideverpflegung fanden, so hatten wir dank der in letzter Zeit sorgfältig bewahrten Gewohnheit, pro Mann 10—14 tägige Verpflegung mitzuführen, durch diese Zeit ausreichend bei uns, bis wir wieder neue Getreide „ernten“ konnten.

Unser Marsch hatte die Richtung nach Norden bis über die Höhe von Langenburg hinaus. Die Engländer nahmen an, daß wir in dieser Richtung weiter gegen die Mittellandbahn ins Innere unserer Kolonie fortmarschieren würden. Sie hatten daher nur einige Bataillone mit unserer Verfolgung betraut und die Hauptstärke ihrer Truppen längst wieder zur Küste gezogen, dort in ihre Transporter verladen, nach Daresalam gefahren und auf der Mittellandbahn nach Tabora überführt. Von dort aus waren sie nach Süden marschiert und standen mit ihrem rechten Flügel in der Gegend des Tanganjikasees, mit dem linken bis Mahenge hin in einem großen Halbkreis versammelt,

um unserem Kommen den nötigen Widerstand entgegenzusetzen und uns dort abfangen zu können. Der General tat ihnen nicht den Gefallen in diesen Sack zu laufen, sondern machte in der Höhe zwischen Njassa und Tanganjikasee links um und marschierte in westsüdwestlicher Richtung über die Grenze nach Rhodesien hinein. Diese Wendung hatten unsere Gegner nicht erwartet. Sie waren nicht imstande umzubauen, um in dieser neuen unvorhergesehenen Richtung unserem Zuge zu folgen. Ein Bataillon war uns gefolgt, und nach einem kurzen Gefecht an der Grenze bei Fife mit der dortigen englischen Besatzung, war dieses Bataillon das einzige, was weit und breit vom Gegner vorhanden war. Bei Kasama kam es zwischen diesen Truppen und unserer Nachhutabteilung am 12. November 1918 zu einem Gefecht. Der Gegner war gezwungen dort liegen zu bleiben, da Verpflegung und Munition ihm ausgingen. Wir marschierten über Kasama hinaus in südwestlicher Richtung gegen den Bangweolosee. Unsere Vorhut war im Begriff, ein dort gelegenes großes Magazin zu nehmen, um unsere bei Kasama erbeuteten Vorräte zu ergänzen. Da traf uns am 13. November 1918 die Nachricht vom Waffenstillstand. Diese Mitteilung wurde durch Parlamentär unserer Nachhut gebracht und von dieser telephonisch an das Kommando weiter gegeben. General v. Lettow zweifelte anfangs an der Wahrheit dieser Tatsache und hielt es für möglich, daß der Gegner uns durch eine fälschliche Nachricht zum Stillstand und zum Umkehren zu bringen beabsichtige. Die schlechten Nachrichten aus der Heimat, die

wir seit August durch Reutermeldung oder englische Post erhalten hatten, ließen aber voraussehen, daß vor dem Winter der Krieg für uns ein ungünstiges Ende nehmen würde. Als tags darauf der englische Oberbefehlshaber die Bedingungen des in Europa abgeschlossenen Waffenstillstandes, die auf uns Bezug hatten, unserem Kommandeur übersandte, des Inhalts, daß nach dem § 14 die Schutztruppe sich bedingungslos zu ergeben hatte, da war kein Zweifel mehr, daß die Schwere der Lage daheim die Unsrigen gezwungen hatte, den Kampf zu beenden.

Keiner der damals Beteiligten wird den Eindruck dieser Tage vergessen. Wir waren jahraus, jahrein gewohnt alles zu tragen, was die Anstrengungen und stetigen Kämpfe von unserer kleinen Truppe forderten. Wir waren so sehr gewöhnt, auf unsere Gefechtsbereitschaft bedacht zu sein, daß bei uns diese plötzliche Entspannung nicht die oft erhoffte freudige Stimmung auslöste, umsoweniger, als wir durch die heimischen Bedingungen unseren Feinden überantwortet waren. Die Schwere der Situation lastete auf sämtlichen Deutschen unserer Truppe. Nur unsere Askari waren bei der Nachricht, daß der Krieg beendet wäre, froh wie Kinder bei Schluß mit Aussicht auf Ferien. Sie hielten ihre Eingeborenentänze bis spät in die Nacht ab und waren so überaus glücklich, daß wir uns trotz der Sorge um das Vaterland ein wenig aufrichten und erfreuen konnten, wenn wir diesen braven Leuten bei ihrer kindlich lauten Fröhlichkeit zuschauten. Aber es war notwendig, ihnen die Wahrheit zu sagen, wie wir es den ganzen Krieg über gehalten hatten.

Sie hatten stets teilgenommen an dem Verlauf des europäischen Krieges und hörten mit großem Interesse von jedem Erfolg unserer heimischen Truppen und jedem Mißerfolg des Gegners. Sie waren klug genug einzusehen, daß die Verhältnisse in Afrika unseren schwachen Truppen die Vorteile nicht gestatteten, die die starke deutsche Armee auf dem europäischen Kriegstheater über alle ihre Feinde bisher errungen hatte. Sie sagten sich, daß derselbe Geist, der in Deutschland über vier Jahre den Gegner niederhielt, auch unsere Schutztruppe in den Stand gesetzt hatte, diese lange Zeit hindurch dem überlegenen Gegner so zähen Widerstand entgegen zu setzen, daß wir unbefiegt den Waffenstillstand erlebten. Sie waren verständig genug einzusehen, daß Deutschland, von seinen Bundesgenossen verlassen, nicht imstande war, allein gegen den immer zahlreicher werdenden Gegner weiter zu fechten. Wir erzählten ihnen, wie die Türken abfielen, wie Bulgarien Waffenstillstand schloß, wie die Österreicher unzuverlässig wurden, wie schließlich die Deutschen gezwungen waren zu verhandeln und, um den Frieden herbeizuführen, alle die großen Vorteile verloren geben mußten. Wir sagten ihnen, daß es nicht abzusehen wäre, was das Schicksal unserer Kolonie sein würde, ob die Engländer das Land behalten oder wir die Herrschaft wieder übernehmen würden. Es könnte sehr wohl sein, daß wir die Kolonien verlieren und unsere braven Leute den Engländern überlassen müßten. Ich werde den Tag und die Stunde nicht vergessen, als meine Kompagnie antrat und ich so zu ihr sprechen mußte.

Wie oft hatten wir unsere Leute zusammen genommen, an Geburtstagen des Kaisers und der Kaiserin, nach glücklichen Gefechten und bei besonders guten Nachrichten aus der Heimat, um mit ihnen die Lage zu besprechen und die Gelegenheit zu benutzen, ihren Mut zu stärken, ihnen das Beispiel unserer heimischen Kameraden vorzuführen und sie zu ermahnen, alles Heimweh zu vergessen und alle Hoffnung auf die Zukunft zurückzustellen, bis wir imstande sein würden, nach dem endlichen guten Ausgang daheim, auch ihnen die Möglichkeit zu geben, mit Weib und Kind in den wohlverdienten Ruhestand zu treten, in ihr geliebtes Vaterland und zu ihrer Verwandtschaft und Sippe zurückzukehren. Wie hatten wir gedacht sie zu belohnen und auszuzeichnen, diese Treuen, die entschlossen waren, mit uns bis zum Ende auszuharren und die Leistungen hinter sich hatten, die bis dahin von Eingeborenen noch nie vollbracht waren. Statt dessen kam es so anders, und ich kann wohl sagen, daß diese Tage zu den schwersten im Leben eines jeden von uns gehörten, in denen wir gezwungen waren, diesen unseren unbefiegten, kampfsgewohnten, treu Ergebenen diese Wahrheit zu sagen, daß unser Vaterland den Krieg, daß Deutschland seine Kolonien verloren hat, daß unsere große herrliche Armee auf dem Rückzuge war und die Fragen zu beantworten, die diese Treuen an uns stellten, wenn sie wissen wollten, was der Kaiser dazu sagen, was er tun würde und ob er ihnen ihren ausstehenden Lohn noch zahlen könne. Wir mußten ihnen sagen, daß Deutschland keinen Kaiser mehr

hatte und daß wir nicht wußten, wann sie ihren rückständigen Lohn erhalten würden. Es ist bezeichnend für die Stellung und das große Vertrauen zum Deutschen, daß auf diese allerschlechtesten Nachrichten in den Tagen, wo ihnen alle Hoffnung durch uns selbst genommen wurde, keine einzige Bemerkung der Enttäuschung oder des verlorenen Vertrauens fiel. Im Gegenteil, wir haben in dieser Zeit die Probe auf das Exempel gemacht und feststellen können, wie tief die Zuneigung unserer Leute zu ihren deutschen Kameraden war. Es sind von meinen Askari und Trägern verschiedene zu mir gekommen und wollten immer wieder genau hören, wie eine solche Wendung zum Unglück möglich war, sie gaben mir wiederholt die Versicherung, daß unter ihnen sowohl wie unter den übrigen Truppen niemand daran zweifle, daß es wieder aufwärts und vorwärts gehen müsse mit der deutschen Sache, sie hätten von Anfang an geglaubt, was sie an Nachrichten von Europa gehört hätten und glaubten uns auch jetzt bis zuletzt, daß wir ihnen nichts vorenthielten. Aber sie sahen wohl ein, daß unsere Schwierigkeiten groß wären und noch lange kein Ende hätten und konnten nur wünschen, daß die Engländer die Kolonie wieder räumen müßten. Sie gaben uns sogar Trost und Hoffnung und wiesen darauf hin, daß wir immer wieder fertig geworden wären mit der großen Übermacht des Feindes, und daß doch der Krieg in Afrika den besten Beweis dafür liefere, daß die Engländer uns trotz numerischer Überzahl nicht besiegt hätten, so würden wir auch in Zukunft aus dieser Lage heraus und

in bessere Zeiten kommen. Wir sollten uns keine Sorge machen, wie sie zu ihrem Gelde kämen, sie hätten ihre Quittung und könnten warten, bis wir imstande sein würden, ihnen einmal zu schicken, was sie noch zu erhalten hätten. Wenn der Fall eintreten sollte, daß die Engländer die Kolonie behielten, so würden sie, die alten deutschen Askari, englische Dienste auf keinen Fall tun, denn sie wüßten, was sie von dieser Seite zu erwarten hätten: schlechte Behandlung und schlechten Lohn. Sie wären deutsche Soldaten gewesen in diesem Kriege und würden ihren deutschen Herren treu bleiben über diese Zeit hinaus. So sprachen unsere schwarzen Kameraden zu uns in unseren schweren Tagen im fernen Rhodesien.

Es fanden in diesen Tagen täglich Verhandlungen zwischen den englischen Truppen und unserem Kommando statt. General Deventer, der englische Oberbefehlshaber, verhandelte mit General v. Lettow über die Übergabebedingungen und ersuchte ihn umzukehren und nach Abercorn zu marschieren, von wo aus er die Truppen über den Tanganjikasee und mit der Mittellandbahn nach Daresalam zurückzubringen versprach. Er gab die günstigsten Bedingungen für diesen Transport und drückte seine hohe Anerkennung aus für die Leistungen der Schutztruppe. Zum Zeichen dieser Anerkennung wolle er den Offizieren und Unteroffizieren die Waffen belassen, während die Askari ihre Gewehre niederlegen und das Kriegsmaterial den Engländern aushändigen sollten. General v. Lettow telegraphierte nach Deutschland, daß er gemäß

den Waffenstillstandsbedingungen den Widerstand aufgegeben hätte und was er zu tun beabsichtigte. Er bat telegraphisch um Überweisung der nötigen 1 $\frac{1}{2}$ Millionen zur Auszahlung der schwarzen Truppe und unserer Träger, er bat um Aufklärung des Widerspruchs zwischen der ersten und zweiten Meldung über die Waffenstillstandsbedingungen. Die erste nämlich enthielt für uns die Forderung: *inconditionel evacuation*, während in der zweiten: *inconditionel surrender* verlangt wurde. Alle diese Telegramme versprach der englische General weiter zu geben an die deutsche Regierung, aber wir haben erfahren, daß kein einziges Telegramm unseres Generals die Heimat erreichte. Ebenso wie wir vergeblich auf eine direkte Mitteilung unserer Regierung an uns gewartet haben. General v. Lettow vereinbarte mit dem bevollmächtigten Unterhändler des englischen Oberbefehlshabers, dem in Abercorn befindlichen General Edwards, daß wir den Rückmarsch antreten und uns in Abercorn in englische Hand geben würden. Wir marschierten zehn Tage in langsamen Märschen auf der großen Straße über Kafama, und es war ein erfreulicher Anblick, wie stramm und frisch unsere Truppen mit Waffen und laut singend an den englischen Bataillonen, die uns gefolgt waren, vorbeimarschierten. Wir hörten einige Bemerkungen englischer Askari, die ihr Erstaunen darüber nicht verbergen konnten, daß unsere Leute so gesund und gut aussahen, daß wir so flott marschierten. Die Engländer hatten ihnen immer wieder versichert, daß unser kleines Häuflein verhungert und krank wäre und wir kaum

noch imstande wären weit zu marschieren. Besonderes Erstaunen erregten die langen Züge unserer Askari-Frauen und Kinder. Die englischen Truppen konnten sich nicht erklären, wohin wir diese während der Gefechte versteckten, denn sie hatten sie noch nie zu Gesichte bekommen. Ihnen ist es verboten, die Frauen mitzuführen. Als dann am Schluß unserer Kolonnen die zahlreichen Herden unseres schönen Rindviehs vorbei getrieben wurden, da wurden laute Rufe der Verwunderung und des Neides hörbar, denn ihre eigene Verpflegung bestand aus Konserven, die ihnen längst verleidet waren. Frisches Fleisch erhielten sie selten, und in den letzten Tagen hatten sie nur halbe Rationen erhalten. So kamen denn auch täglich die englischen Askari zu den Unsrigen ins Lager, baten um Fleisch und saßen um die Feuerstelle der Unsern, die gegenseitigen Kriegserlebnisse aufs lebhafteste austauschend.

Wir hatten in diesen Tagen häufiger Gelegenheit, mit unseren Gegnern auch außerdienstlich zu verkehren. Sie fragten uns über allerlei, was ihnen unerklärlich war, insbesondere über die Art, wie wir uns während der langen Marschzeiten immer die nötige Verpflegung verschafft hatten, und was wir in den nächsten Zeiten vorgehabt hätten. Sie gestanden uns, daß sie am Ende ihrer Kräfte waren, daß sie in Kasama hätten mindestens acht Tage liegen bleiben müssen, um den Nachschub an Munition und Verpflegung herankommen zu lassen, und daß wir, in dieser Richtung weitermarschierend, keine Truppen mehr vor uns angetroffen hätten. Sie fragten auch, warum wir nach Westen abgebogen und

nicht weiter nach Norden gegen die Mittellandbahn marschiert wären. Auf unsere Bemerkungen, daß wir keine Neigung gehabt hätten, mit ihnen dort oben größere Gefechte zu bestehen, waren sie erstaunt, daß wir diese einfache Rechnung gemacht hatten und meinten, wir hätten doch Nachricht haben müssen über ihre Truppenverschiebungen, um zu dem Entschluß zu kommen, nach Rhodesien zu marschieren. Sie verstanden nicht, woher wir wissen konnten, daß sie in der Nähe der Mittellandbahn unserer warteten, obwohl doch für uns nichts leichter war als anzunehmen, daß sie die Küstentransporte und die Mittellandbahn benutzen würden, um sich uns von neuem dort oben entgegenzustellen. Sie waren erschreckt über die Pläne, die wir ihnen entwickelten für unsere Weitermärsche, daß die Absicht bestand durch Afrika zu marschieren und an der Westküste das portugiesische Gebiet Angola aufzusuchen, um dort mit unseren portugiesischen Freunden die gleichen Annehmlichkeiten zu teilen, wie wir sie in Port. Ost-Afrika im Jahre 1918 so oft erfahren hatten.

Ich möchte nicht versäumen zu erwähnen, daß es uns um die Zeit, als die Nachricht vom Waffenstillstand uns erreichte, bei weitem am besten ging von allen Kriegsjahren, die wir durchgemacht hatten. Wir hatten drei Monate unausgesetzter Märsche hinter uns, und diese Zeit hatte ausgereicht, um aus dem Bereich der englischen Kolonie herauszukommen und in Gebiete einzumarschieren, in denen der Feind nicht mehr imstande war, uns zu folgen und zu belästigen. Wir erwarteten von der Zukunft, daß wir in der Lage sein

würden, uns bald ein wenig auszuruhen und unseren vielgeplagten Kranken und Verwundeten die nötige Ruhe zukommen zu lassen. Wir hatten auch eine andere Schwierigkeit überwunden. Die Träger nämlich hatten Zweifel, ob es besser wäre, in die unbekanntten Gebiete hinein der Truppe weiter zu folgen oder ihrer Sehnsucht nach dem Heimatlande nachzugeben und zu ihren Stammverwandten zurückzukehren.

Verschiedene von ihnen hatten dieser Versuchung nicht widerstehen können, waren in diesen Tagen entlaufen, und es war nicht leicht, für die Fehlenden Ersatz zu finden, da jede Kompagnie nur wenig Träger hatte und die notwendigen Lasten mitgenommen werden mußten. Wir sandten täglich Patrouillen aus, Eingeborene aufzugreifen, die uns helfen konnten beim Lastentragen, und schwer war es, die durch die Engländer eingeschüchterten Leute zu finden, die sich überall versteckt hielten und nur mit Gewalt heranzubringen waren. Aber diese Sorgen, die jedem Kompagnieführer um diese Zeit täglich neu erwachsen, hatten wieder nachgelassen, und es schien so, als ob die Leute, die wir noch bei uns hatten, nunmehr entschlossen waren, in die unbekanntten Gebiete des fremden Landes uns zu folgen. Verpflegung hatten wir reichlich, pro Mann für ca. drei Wochen, und außerdem war der Gegner nicht imstande, uns noch ernstlich zu schädigen; alles zusammen genommen Umstände, wie wir sie günstiger noch niemals erlebt hatten. Daher traf uns die Nachricht vom Waffenstillstand recht unliebsam, denn sofort war es uns klar geworden, daß die bittere Not zu Hause die Unfrigen gezwungen hatte, über uns erbarmungs-

los zu verfügen und uns bedingungslos dem Feinde in die Hände zu geben.

Aber was blieb uns schließlich anderes übrig, als diese Bedingungen zu erfüllen, und schweren Herzens marschierten wir der englischen Grenze wieder entgegen. Am 25. November trafen wir in Abercorn ein, woselbst General Edwards mit seinem Stabe als Vertreter für General Deventer die Übergabeverhandlungen mit General v. Bettow abgeschlossen hatte und uns mit seinen Herren auf einem großen freien Platz vor dem englischen Bezirksamt erwartete. Die Truppen marschierten kompagnieweise in Linien auf, die Offiziere wurden den Engländern vorgestellt, und die Askari legten Gewehre und Seitengewehre vor sich nieder. Manch einer dieser braven Leute schüttelte dabei den Kopf und sah nicht ein, warum er seine Waffen, die er in Ehren getragen, niederlegen mußte. Aber es waren ausnahmslos englische und portugiesische Gewehre. Die Engländer sahen mit Erstaunen, daß wir ihnen nur ihre eigenen Waffen wiedergaben. Die Truppenstärke an diesem Tage war 25 Offiziere, 100 Unteroffiziere und 1000 Askari. Die Askari wurden in ein großes Lager geführt hinter einem Berhau, und die Europäer lagerten daneben. Der Unwille unserer Leute über diese Behandlung war groß, und wir mußten ihnen zur Beruhigung sagen, daß der Feind sogar vor den Waffenlosen solchen Respekt hatte, daß er es vorzog, sie auch noch in diesem Zustande einzusperrern. An den Ausgängen des Lagers waren englische Posten aufgestellt, und als einige derselben unsere Leute höhnten, daß sie nun doch gefangen wären, zog eine

alte Charge der unseren den betreffenden englischen Wachtposten ins Lager hinein, belehrte ihn mit seiner derben Faust, mit wem er es zu tun hatte, warf ihn dann mit einigen guten Ratschlägen wieder zur Tür hinaus und sein Gewehr hinterher. Die englischen Offiziere beschwerten sich über diesen Vorfall. Worauf wir ihnen vorwarfen, daß sie selbst schuld wären an diesen Vorkommnissen, denn sie sollten unsere Leute lieber in Freiheit bei uns lassen, anstatt sie den Schmähungen durch ihre jungen, von unseren Askari gering geachteten Truppen auszusetzen; nur wenn sie uns die Truppen überließen, könnten wir dafür sorgen, daß keine Zwischenfälle beim Weitermarsch vorkommen würden. Das wurde eingesehen, in den folgenden Tagen unterblieb die Einsperrungsmaßregel, und unsere Truppen marschierten friedlich mit uns bis Bismarckburg. Dort wurden wir eingeschifft und fuhren in drei Transporten auf dem Tanganjikasee nach Kigoma. Von Kigoma, wo die Belgier uns mit Verpflegung versahen und bedeutend lebenswürdiger waren als die Engländer, ging es auf der Mittellandbahn nach Tabora. Offiziere und Unteroffiziere fuhren weiter nach Daresalam, während die Askari und Träger in ein Lager bei Tabora übersührt wurden.

Dortselbst wurden sie durch die Engländer von ihren Frauen getrennt, die in ein abseits gelegenes Lager gebracht wurden. Diese Maßnahme war um so grausamer, als die meisten unserer Leute, durch die spanische Influenza der englischen und belgischen Truppen unterwegs infiziert, mit schwerem Fieber in Tabora ankamen. In diesem Zustande

mußten wir sie den Engländern überlassen. Den Europäern, die der General abkommandiert hatte, damit sie bei unseren Leuten blieben, um ihnen das von den Engländern versprochene Geld richtig auszuhändigen, wurde es nicht erlaubt, mit den Truppen zu verkehren. Auch unseren Sanitätspersonen, den Ärzten sowohl wie den Sanitätsunteroffizieren, die wir zur Versorgung unserer Askari zurückließen, wurde nicht gestattet, daß sie sich um die Kranken kümmerten, vielmehr lagen diese Armen ohne die nötige ärztliche Fürsorge und ohne daß ihre Frauen ihnen helfen konnten, diese wiederum ohne ihre Männer, in einem bedauernswerten Zustand darnieder. In diesen Tagen sind von unseren tüchtigen Leuten über 300 an der Grippe gestorben.

Ich erwähne hierbei die Handlungsweise der Engländer, die sich nicht scheuten, unseren Askari und Trägern ihr weniges Eigentum zu stehlen und sie ihrer Geldmittel zu berauben. Es steht fest, daß englische Offiziere sogar unseren gefangenen Askari ihr letztes Silbergeld gestohlen haben. Die Kleider haben sie ihnen vom Leibe gerissen, ihre Decken haben sie ihnen fortgenommen, und das an wehrlosen Gefangenen, vor denen sie den ganzen Krieg über gezittert hatten. Diese schamlose Handlungsweise hat sich nicht nur in Tabora an unseren dortigen Gefangenen, sondern auch in Daresalam in den großen Gefangenenlagern während des ganzen Krieges wiederholt. Es liegen dafür zahlreiche Beweise vor, und den Engländern dürfte es nicht gelingen, ihre Hände rein zu waschen von dieser Schuld, die die Eingeborenen Afrikas ihnen nie vergessen werden und die

auch bei uns Deutschen jedermann bekannt sein sollte, um die Heuchelei zu kennzeichnen, die das englische Volk vor andern auszeichnet.

Die Eingeborenen selbst haben das beste Urteil gesprochen, sie sagen auf Kisuaheli: „wadatschi maneno wakali lakini roho mzuri, wengereza maneno mazuri lakini roho kali“, das ist: „Die Deutschen haben harte Worte, aber ein gutes Herz, die Engländer machen freundliche Reden, haben aber ein schlechtes Herz.“ Das ist bezeichnend für die Handlungsweise der Engländer, denn sie haben zu Anfang, wie sie ins Land kamen, mit großen Bestechungsmitteln gearbeitet, haben den Eingeborenen Bepflegung gebracht, Stoffe und Geld und nichts von ihnen verlangt, haben ihnen auf diese Weise zeigen wollen, daß England ihnen die bessere Herrschaft verspricht und nicht versäumt, ihnen die vielen Mühen aufzuzählen, die sie durch die Deutschen hätten, ihnen die Mängel der deutschen Regierung vorgehalten. Sie haben mit Flugblättern gearbeitet, die sie auch zu unseren Truppen herüberbeförderten, haben ihnen bewiesen, daß es keinen Wert hätte für diese verlorene Sache der Deutschen sich weiter zu opfern, haben sie aufgefordert überzulaufen und ihnen gute Belohnung und Arbeitslosigkeit versprochen. Sie haben gefragt, was sie denn von den Deutschen für Bezahlung zu erwarten hätten, das Papiergeld der Deutschen sei nicht mehr wert, als das Gras der Wiesen und haben auf jede Art versucht, sie ihren alten Herren untreu zu machen. Es ist ihnen nicht gelungen, denn nur wenige haben diesen Lockungen

nicht widerstanden. Die meisten unserer Askari lachten über diese Bemühungen und sagten uns, es sei doch eine Schande für die Engländer, daß sie zu diesen Mitteln greifen müßten, weil sie mit all ihren vielen Truppen und ihrem ganzen Kriegsgesät der kleinen deutschen Schar nicht Herr würden. Und als allmählich die Geschenke und Versprechungen aufhörten, die Eingeborenen herangezogen wurden zu harter Arbeit und zu recht erheblichen Steuern, da wurden sie kopfscheu und begannen das wahre Gesicht ihrer neuen Herren zu erkennen.

In Daresalam sind viele unserer alten, guten Eingeborenen verzweifelt zu uns gekommen, haben ihr Leid über die englische Herrschaft geklagt und den Unterschied betont zwischen der jetzigen schlechten Zeit und der früheren guten. Sie haben uns gebeten, wir sollten sie nicht verlassen und das Land wieder in Ordnung bringen, denn sie litten unter diesen Zuständen und fürchteten sich vor der Zukunft, wenn wir nicht wiederkämen.

Dieses Vertrauensvotum darf nicht unterschätzt werden, denn die Engländer hatten nichts versäumt, um den Völkern Afrikas den Niederbruch der deutschen Macht vor Augen zu führen, sie hatten nicht nur die Askari in die Gefangenenlager gesetzt und unter den Eingeborenen im ganzen Lande die falsche Nachricht verbreitet, sie hätten die Truppe vollständig geschlagen und gefangen, der Rest hätte sich ihnen ergeben müssen, und jedermann könne sich die gefangenen Deutschen in Daresalam ansehen. Sie hatten zu diesem Zwecke auch die Offiziere und Unteroffiziere, entgegen den Waffenstill-

standsverhandlungen, in Daresſalam hinter den Drahtzaun in ein Gefangenenlager gebracht. Der Kommandeur protestierte zu wiederholten Malen gegen diese Behandlung, aber es ist anzunehmen, daß kein Protest weitergegeben wurde. Wahrscheinlich auch nicht das Telegramm an den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Die Engländer wollten sich nicht stören lassen in den Plänen ihrer „hohen Politik“. Sie nannten so alle Fragen, die in dieses Gebiet gehörten, und es ist wohl einzusehen, was sie auf diese Weise beabsichtigten. Sie hatten allen Grund sich zu schämen, daß es ihnen bei dem Riesenaufwand, den sie getrieben hatten, nicht gelungen war, reinen Tisch zu machen. Es war ihnen wichtiger, den Eingeborenen Afrikas gegenüber als die großen Herren zu erscheinen, indem sie ihnen vorlogen, die Schutztruppe sei von ihnen überwältigt und die gefangenen Deutschen den Eingeborenen vorkührten, als daß sie der Wahrheit gemäß den deutschen Truppen das Wort hielten, das sie in den Waffenstillstandsbedingungen gegeben hatten und die Gebote der Ritterlichkeit befolgten, indem sie ihren Gegner, der sich nur auf Befehl von der Heimat hin ihnen in die Hände gegeben hatte, dementsprechend ehrenvoll behandelten.

Trotzdem nun die Eingeborenen sahen, daß ihre früheren Herren so vollständig unterlegen und gefangen nicht imstande waren, irgend etwas für ihre eigene Truppe zu tun, daß niemand, weder ein Askari noch ein Träger den geringsten Lohn erhalten konnte, standen sie bis zuletzt auf unserer Seite. Zu Weihnachten 1918 in Dar-

esalam versammelten sich unsere Askari in ihrem Gefangenenlager gegenüber der Stelle, an der sie ihre deutschen Offiziere und Unteroffiziere hinter dem Drahtzaun bei einander sitzen sahen, zu einer ehrenden Kundgebung für uns, angesichts der englischen Posten. Eine alte Charge nahm das Wort und sprach zu uns folgendes: „Wir, die wir zu Euch gehören und mit Euch alle Freuden und Leiden des Krieges von Anbeginn an durchgemacht haben, wissen, daß Ihr nicht besiegt seid von den Engländern, weder daheim noch hier. Eure Bundesgenossen haben Euch verlassen, und Ihr seid gezwungen worden, mit Euren Feinden zu verhandeln und einen ungünstigen Frieden zu schließen. Ihr habt uns von jeher die Wahrheit gesagt, und wir wissen, daß es wahr ist, daß Deutschland über vier Jahre sich aller seiner Feinde siegreich erwehrt hat. Wir wissen, welch eine Kraft in Deutschland steckt. Der Umstand, daß unsere kleine Truppe den ganzen Krieg über dem Feinde widerstanden hat und daß die Engländer trotz all ihrer großen Anstrengungen nicht imstande waren, uns zu besiegen, ist uns ein Beweis dafür, daß sie auch in Europa den Krieg nicht gewonnen haben können. Wir alle wissen, was wir von ihren vielen gutklingenden Reden zu halten haben. Wir haben längst von den Eingeborenen dieses Landes erfahren, was alles sie ihnen versprochen hatten und was sie davon gehalten haben. Wir wissen auch, was sie getan haben, um Euch schlecht zu machen und uns zu sich hinüberzuziehen, und wir werden unser möglichstes tun, um unseren Volksstämmen zu erzählen, daß die Deutschen

in diesem Lande nie besiegt worden sind. Ihr sollt wissen, daß wir Euch als unsere Herren anerkennen und daß wir wünschen, daß Ihr wiederkommt und das Land unter deutscher Regierung steht. Wir alle haben den Unterschied von einst und jetzt schmerzlich empfunden und bitten Euch, uns nicht in englischer Hand zu lassen. Wir wissen wohl, daß die Verhandlungen in Europa noch nicht zu Ende sind und noch lange Zeit dauern werden. Daß Ihr hier in Daresalam gefangen sitzt, ist eine der vielen Ungerechtigkeiten der Engländer, die ihr Ansehen in unseren Augen nicht zu heben vermögen. Wir sind Euch durch den ganzen Krieg, durch alle Gefechte und auf allen Märschen gefolgt und haben gesehen, was Ihr könnt und was Ihr seid. Darum bleiben wir Euch treu, auch in dieser schweren Zeit. Ihr könnt Euch auf uns verlassen, wenn Ihr uns wieder braucht. In englische Dienste gehen wir nicht, die wir deutsche Soldaten gewesen sind. So spreche ich zu Euch, ich, der Sol Salim, zugleich auch im Namen aller meiner Kameraden!"

Diese Worte sagen genug, wenn man bedenkt, unter welchen Umständen sie gesprochen wurden. Dieses Vertrauensvotum haben auch englische Offiziere gehört und uns darüber ihr Erstaunen und ihre Bewunderung ausgesprochen. Ich wiederhole hier, was zwei englische Offiziere in den Tagen von Abercorn zu mir sagten, als ich unsere Askari aus dem dortigen Internierungslager zum Baden führte: „Mein Herr! Gestatten Sie uns, daß wir uns diese Leute ansehen. Wir haben den Krieg mitgemacht

und haben oft den Wunsch gehabt, nach dem wir so viele verschiedene Stämme der englischen Kolonialvölker kennen gelernt und viele Kompagnien gesehen haben, auch eine der deutschen Kompagnien zu sehen, deren Leistungen in diesem Kriege wohl niemand besser als wir beurteilen kann. Wir wundern uns nicht nur über den gesunden, guten Ernährungszustand und die straffe Haltung Ihrer Leute, nein, wir verstehen vor allen Dingen nicht, wie es möglich ist, daß Sie diese bei so guter Laune und so vorzüglicher Gesinnung erhalten haben. Wir, die wir stets mit Ihnen gefochten haben, sind anderer Meinung als unsere Herren daheim; wir gönnen Ihnen Ihre Kolonie und können nur hoffen, daß Sie sie wiedererhalten, denn England hat genug Kolonialbesitz, und entgegen der überall verbreiteten Meinung, die Deutschen verstünden es nicht mit den Eingeborenen umzugehen, müssen wir sagen, daß die Haltung Ihrer Leute das Gegenteil beweist. Wir haben mit Ihren Leuten gesprochen, die heute noch stolz sind, daß sie deutsche Askari sind und gratulieren Ihnen zu diesem Erfolge. In diesem Lande sind wir unterlegen, und Sie haben gesiegt." Das sind die Worte englischer Offiziere, die zu mir gesprochen worden sind und diese Herren durch ihre eigenen Erfahrungen während des Krieges und durch den Eindruck, den unsere Leute auf sie machten, dazu veranlaßt.

Nun haben die Engländer uns gesagt und wollen damit diesen Eindruck abschwächen, den das Verhalten unserer Askari während des Krieges auf die ganze Welt gemacht hat, daß die Askari eine besonders von uns hochgezüchtete Rasse

sei, die weit über den gewöhnlichen Sterblichen Afrikas stehe. Dem gegenüber besteht die Tatsache, daß nicht nur die Askari, sondern auch eine große Anzahl unserer Träger uns durch den ganzen Krieg gefolgt sind. Kein Mensch wird behaupten wollen, daß der Träger eine bevorzugte Rasse ist. Im Gegenteil, es gibt wohl kaum größere Arbeitsleistungen von Eingeborenen, als wie die unserer Träger während des Krieges. Fast unausgesetzt während der ganzen Kriegszeit haben diese Leute allen Anforderungen gerecht werden müssen, die an sie gestellt wurden, ohne Ablösung und ohne längere Pausen. Ganz abgesehen davon, daß sie sämtliche Märsche der Kompagnien mit ihrer schweren Last auf dem Kopfe mitmachen mußten bei Hitze, bei Regen, bei Tag und bei Nacht, trat an sie noch die Anforderung, wenn die Kompagnie im Lager angekommen war, weiter zu marschieren, um Verpflegung abzuholen oder zu suchen. Oder aber die Träger der Maschinengewehre lagen wehrlos während jedes Gefechtes im Feuer des Gegners, und die Krankenträger trugen die Verwundeten und Kranken auf schlechten Pfaden durch die Flüsse und über gebirgige Gegenden, sorgsam und ohne über ihre schwere Last zu klagen.

Ich benutze die Gelegenheit, um an dieser Stelle noch zu betonen, was gerade diese einfachen und braven Leute im Kriege geleistet haben. Ein jeder, der dort draußen mitgefochten hat, kann bezeugen, daß es unmöglich gewesen wäre, den Krieg zu führen, unmöglich in jeder Beziehung, wenn unsere Träger nicht zu uns gestanden und ihre

Pflicht nicht so glänzend erfüllt hätten. Ich spreche von Pflicht, denn es ist selbstverständlich, daß der Eingeborene nicht freiwillig solche Arbeit leistet. Aber er hätte die Gelegenheit gehabt, sich dieser Pflicht zu entziehen oder sie uns zu weigern. Wir mußten ihn verpflichten, für uns zu arbeiten und zu kämpfen, denn wir waren dort einzig und allein auf die Mithilfe und die Haltung unserer Eingeborenen angewiesen. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß sie diese Pflicht anerkannt haben und in so glänzender Weise erfüllt, obwohl sie sahen, daß wir nicht imstande waren, ihnen gegenüber unsere Verpflichtung einzulösen. Wir konnten ihnen nicht das Land vom Feinde freihalten. Sie sahen mit eigenen Augen, wie ihre Heimat der fremden Herrschaft erlag, sie mußten Vaterland und Freundschaft verlassen und mit uns ziehen in ferne unbekannte Gebiete. Sie sahen kein Ende dieses für ihre Verhältnisse unendlichen Krieges ab. Sie sahen die große Machtentwicklung des Gegners und das immer kleiner werdende Häuflein der Deutschen. Sie hatten allen Grund, unsere Sache für eine verlorene zu halten, und diese einfachen Naturmenschen haben es nicht getan. Sie haben zu uns Vertrauen gehabt bis zuletzt. Sie haben sich aufgerichtet in ihrer Müdigkeit an der Haltung der Europäer und waren imstande, die immer größer werdenden Anstrengungen der letzten Jahre ohne Klagen auf sich zu nehmen. Wir haben uns oft selbst gewundert, wie dies möglich sei, und wenn wir die Leute fragten, was sie denn eigentlich zu diesem nicht enden wollenden Kriege sagten, da antworteten sie wohl: „Gott

muß es wissen, wann der Krieg zu Ende ist. Wir alle leiden in der gleichen Weise darunter und halten mit euch aus, bis wieder bessere Zeiten kommen. Lieber säßen wir daheim und ruhten uns aus, denn wir können kaum mehr, und unsere Kraft ist bald dahin. Aber ihr seid ja in derselben Lage, und es wäre schlecht, euch zu verlassen, denn ihr könnt doch nicht alleine Krieg führen.“ Dies ist ein Beispiel für viele.

Wir aber hatten keine Möglichkeit, ihnen unsere Dankbarkeit in der Weise auszudrücken, in der sie unseren guten Trägern willkommen gewesen wäre, nämlich in reichlicher, guter Nahrung oder Ablösung. Auch ihre Löhnung erhielten sie nur in Papiergeld, was für sie keinen Wert hatte, denn schon lange konnten sie sich nichts mehr dafür kaufen. Wie groß ihr Vertrauen war zu ihren deutschen Herren beweist auch der Umstand, daß Askari sowohl wie Träger bis zum letzten Tage ihren Monatslohn immer wieder in die Kompagniekassen zurückzahlten, zufrieden mit dem dafür ausgestellten Gutschein. Als wir zuletzt nicht in der Lage waren, diese Gutscheine einzulösen und sie den Engländern überlassen mußten, blieben sie dennoch guter Hoffnung, daß die deutsche Regierung ihnen dazu verhelfen würde, ihre Ersparnisse einzulösen. Sie nahmen von uns Abschied ungebrochenen Mutes mit dem immer wieder ausgesprochenen Wunsche, wir sollten wiederkommen und sie nicht mit den Engländern allein lassen.

Das selbe gute Verhältnis wie mit den Askari und Trägern bestand auch mit den Boys, die uns treu bedienten

und für die es eine schwere Arbeit war, alle die Wechselfälle des Krieges hindurch ihre Herren zu versorgen oder sie zu pflegen, wenn sie krank waren. Es wäre undankbar im höchsten Grade, wenn wir jemals vergessen könnten, wie treu auch diese uns die Kriegszeiten zu überstehen halfen und wie gut sie es verstanden haben, uns über alle die kleinen und großen Unbequemlichkeiten des täglichen Lebens in Afrika hinwegzuhelfen. Die Geschichte unseres Krieges weiß viel von allem zu sagen, was die Eingeborenen in ihrer Gesamtheit leisteten, um den Willen unseres Führers, des General v. Lettow durchsetzen zu helfen, und jeder einzelne von uns kann viel von der redlichen Gesinnung der Leute, mit denen er zu tun hatte, erzählen.

Es bedarf weiter keiner Worte, denn die Tatsachen sprechen dafür, und die lange Zeit des über vier Jahre dauernden Krieges ist ein Beweis, der von der deutschen Bevölkerung Afrikas dafür erbracht worden ist, daß Deutschland ein Recht hat auf seine Kolonien. Nicht nur ein wirtschaftliches, sondern vor allen Dingen auch ein moralisches Recht. Wenn unsere Gegner uns dieses Recht absprechen wollen, so dürfte es ihnen nie gelingen, denn die Wirklichkeit können sie nicht ungeschehen machen. Ihre eigene Kriegführung in Afrika hat bewiesen, daß sie nicht imstande sind, die starken Faktoren aus der Welt zu schaffen, die dafür sprechen, daß deutsches Wesen und deutsche Art sich auch dort durchgesetzt hatten und anerkannt worden sind von einem Volke, das mit uns für unser Deutschland gearbeitet und gekämpft hat.

Die große Anerkennung, die dem deutschen Namen durch den Kampf in Deutsch-Ostafrika entstanden ist, beruht auf zweierlei Dingen. Erstens der Persönlichkeit unseres Führers, des General v. Lettow, die es bei allen weißen und schwarzen Mitkämpfern durchsetzte, daß ein Wille unsere Kampfhandlungen leitete, ein Wille, der von den Eingeborenen unseres Landes anerkannt, verstanden und durchgeführt wurde. Sie ließen sich führen und folgten gern. Zweitens die Haltung unserer Askari und Eingeborenen. Unsere Feinde selbst haben uns gestehen müssen, daß es nur einem Volke auf der Welt möglich gewesen ist, einen solchen Kampf unter solchen Umständen zu führen, daß kein anderes Volk wie das deutsche es jemals fertig gebracht hätte, diesen Widerstand zu leisten und sich solche Eingeborenentruppe zu schaffen. Der Umstand, daß die Schwarzen so zu uns standen, gibt uns nicht nur das Recht, sondern vielmehr die Pflicht, Kolonialpolitik zu treiben. Es ist jedermanns Sache, aus der Geschichte unserer jüngsten Vergangenheit, aus ihren großen Fehlern sowohl wie aber auch aus den starken Seiten des Deutschtums für die Zukunft zu lernen, was uns not tut, wenn anders wir nicht jeden Fortschritt verlieren wollen, den wir in schwerer Arbeit errungen haben.

Hindenburg sandte unserm General zur Rückkehr seinen Gruß, und ich lasse die Worte des Feldmarschalls folgen:

„Möge Ihr Beispiel, wie dem Feinde, so auch dem deutschen Volk zeigen, was deutsche Festigkeit selbst in widrigster Lage vermag, und ihm die Kraft geben, auch in der Zeit

tiefften Niederganges und schwerster Gefahr
den Glauben an sich und seine Zukunft hoch=
zuhalten!"

So wollen wir uns für die vor uns liegende Zeit
stärken in dem Gedanken an das, was wir lernen können
aus unserer jüngsten Vergangenheit, was General v. Lettow
bewiesen hat durch seine Kämpfe in Deutsch-Ostafrika: Daß
Schwierigkeiten dazu da sind, um überwunden zu werden,
und daß das Wort, das ich als Einleitung über diese meine
Ausführungen setzte, sich bewahrheitet hat und auch be=
wahrheiten wird. Sofern wir es ernst meinen mit dem
Anfang, wird sich auch einstellen der Schlußsatz:

**Allen Gewalten zum Trug sich erhalten,
nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
rufet die Arme der Götter herbei!**

Druck von G. Krehling in Leipzig.

Die Heimatkunst



Herausgegeben vom **Deutschen**
Bund für Heimatkunst

Bezugspreis vierteljährlich 3.- M.

Unser Vaterland ist an einem geschichtlichen Wendepunkt angelangt, der für immer über Sein oder Nichtsein des Deutschtums entscheiden wird. Durch jahrtausendlange Spaltungen im Innern ist das Nationalgefühl des Deutschen stets nur eine kümmerliche Pflanze geblieben. Aber in diesen Tagen, die durch die Trauer von Millionen über das Verlorene verdüstert, die durchweht sind von dem Parteihader und Völkerhaß, scheint eine Morgenröte zu dämmern: das Deutschtum scheint sich fester zusammenschließen, wir werden die Liebe zu unserer Heimat wiederfinden, wir werden wieder sehen können, wie unendlich schön unser Vaterland ist.

Das neue Vaterland soll uns die Liebe zu den geistigen Schätzen unseres Vaterlandes neu erwecken, es soll uns die Bedeutung und der Sinn für die Heimatkunst erschlossen werden, damit wir nicht welsche Kunst und Sitte der eigenen vorziehen und uns damit zu Knechten der Fremden machen.

Pressestimmen:

Unter den vielen Zeitschriften . . . verdient die Heimatkunst volle Beachtung . . . Das vorliegende erste Heft ist ein glückverheißender Anfang. Es weht ein warmer begeisterter Zug der Heimatliebe, ein liebevolles Verständnis für deutsches heimatliches Wesen durch das Heft. Namen besten Klanges, die aus den Quellen der Heimatkunst und Heimatfreude in vollen Zügen geschöpft haben, eröffnen die Zeitschrift.

Augsburger Postzeitung.

Schon die Namen Thoma, Much, Schüler, Scholz, Jungnickel, Lienhard u. a. zeugen für die edle Geistesrichtung der neuen Zeitschrift . . . Einen besonderen Wert aber erhielt das Heft durch seinen künstlerischen Bilderschmuck.

Mannheimer Tageblatt.

Lesen aber sollte "Die Heimatkunst" jeder, dessen Wiege auf deutscher Scholle stand, jeder, dem deutsche Wälder und Fluren zum Erlebnis seiner Jugend, zum Jungborn seiner reifen Jahre ward. Jeder Deutsche.

Mannheimer General-Anzeiger.

Unter dem Titel "Heimatkunst" ist eine neue Zeitschrift erschienen . . . Es ist dies gerade in unserer Zeit, wo Heimatliebe so bitter nottut, und da, wo sie unter den verheerenden Wirkungen des Krieges im Gemütsleben des deutschen Volkes erstorben ist, mit allen Mitteln geweckt werden muß, wenn unserem engeren und weiteren Vaterlande wieder Glück und Frieden erblühen soll, eine begrüßenswerte Neuerscheinung. Um so mehr aber, als auch die Ausstattung dieses Heftchens nichts zu wünschen übrig läßt, und treue Geister darin am Werke sind, um köstliche Gedanken echt deutscher Währung zu münzen, die auch in den schlimmsten Tagen im Kurse nicht sinken werden.

Augsburger Neueste Nachrichten.

. . . macht seinem Herausgeber Max Jungnickel, der in seiner kurzen Kunst-(Toten)Chronik eine feine neue Form für derart Biographisches gefunden hat, alle Ehre.

Dresdner Lokal-Anzeiger.

Der Inhalt ist recht versprechend und abwechslungsreich . . . Weitere gute Gedichte und Bilder machen das erste Heft dieser neuen Monatschrift so reichhaltig, daß deren Bezug empfohlen werden kann.

Salzwedeler Wochenblatt.

Das 2. Heft der "Heimatkunst" (Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde) hält, was das erste versprach.

Mannheimer General-Anzeiger.

Arthur Winkler
Die Kriegschronik
eines Leib-Garde-Husaren

Diese Chronik schrieb der Kriegsfreiwillige Leib-Garde-Husar Senstepuhl, im Regiment die „seltene Nummer“ genannt

Preis ungebunden M. 2.—, gebunden M. 3.50

Recht wenig Kriegsbücher bringen bei aller Realistik, die der Krieg in sich birgt, so viel Humor, wie das vorliegende. Es sind keine romantischen Liebesgeschichten, keine Paradesfiguren, die der Verfasser in seinem Buche verewigen will, sondern das Kriegsleben und Kriegerleben in seiner ganzen Nacktheit, in seinem, trotz aller ernststen Szenen, unverwüßlichen Humor, den sich der deutsche Soldat von jeher im Kampfe erhalten hat.

Der Krieg

in 12 prächtigen, farbigen Kunstblättern auf
Karton aufgezogen und mit vielen Textbildern

von Hans Baluschek

Mit textlichen Beiträgen von Professor Dr. Graf du Moulin-Eckart
Preis in elegantem Bütteneinband M. 6.50, in Leinwand gebunden M. 10.—

Stimmen aus dem Publikum:

„Das Werk von Meister Baluschek ist tatsächlich ein Meisterwerk. Wahrheit und Ergriffenheit spricht aus jedem Blatt. Es ist würdig der großen Zeit, in der und wegen der es geschaffen ist.“

Ministerialdirektor H. . .

„Das hochinteressante Kunstwerk hat mich tief gepackt, es wird den Vielen, die die Schrecken des Krieges nicht in seiner furchtbaren Deutlichkeit zu erleben brauchen, ein besseres Verständnis für die Leiden unserer Helden da draußen vermitteln und die Dankbarkeit für ihre Taten erhöhen.“

Der Territorial-Delegierte der freiwilligen Krankenpflege für Belgien.

„Die Baluschek'schen Darstellungen sind mit einer Natürlichkeit gezeichnet, die geradezu überrascht; sie lassen die ganze Furchtbarkeit dieses grausamen Krieges nur zu genau erkennen und behalten dadurch dauernden Wert.“

Dr. Eb. . .

„Weit aus das Beste, was bisher über den Krieg auf künstlerischem Gebiete erschien, die technische Darstellung ist eine Glanzleistung.“

Direktor Kr.

„Als Kriegsteilnehmer, der diesen Krieg bis zum 14. 11. 14 in vorderster Linie mitmachte, finde ich in dem Werke von Baluschek getreue Wiedergabe von Szenen, die man da draußen erlebte.“

Lehrer A. H., Balin.

„Das Werk ist ganz vorzüglich.“ Rektor d. Gemeindefch. Cöpenick.

Die Berliner Volkszeitung schreibt:

„Der künstlerische Wert dieser Blätter ist unbestreitbar. Die Eigenart Baluschek's, in der Zeichnung zu deutlich sein, stört hier seltener als in seinen Gemälden die malerische Wirkung. — Diese Bilder sollen, wie es im Vorwort zu dem Werke heißt, die Völker, wenn einmal wieder der Friede auf Höhen und in den Tälern lacht, nicht vergessen lassen, was sie gelitten haben in dem ersten und, möchten wir sagen können, dem letzten Weltkriege.“

Medr. Heider
Buchbinderei
Bremen

